

Günther Zäuner aus: „Halbseidenes Wien. 23 Bezirkskrimis“
Federfrei 2016, ISBN 978-3—903092-17-4

3. Bezirk

LANDSTRASSE

FLIEGEN IN DER MARXERGASSE HENDLN?

*„Nach der Ausrufung der Republik wurde der Adel in Österreich abgeschafft. An seine Stelle ist der Besitz eines Abonnements für die Konzerte der Wiener Philharmoniker getreten.“
Hans Weigel (1908 – 1991), österreichischer Schriftsteller und Theaterkritiker*

„Herr Klapacek, warum wollen Sie es nicht endlich einsehen“, sagt die alte, gebrechliche Frau und kämpft dabei mit den Tränen, „ich lasse mich hier nicht vertreiben. Weder von Ihnen noch von sonst wem! Verstehen Sie das denn nicht? Meine Wohnung verlasse ich nur, wenn sie mich mit den Füßen voran hinaustragen.“

„Frau Trettner“, der Hausverwalter versucht mit Engelszungen auf seine widerspenstige Mieterin einzureden, „wir haben Ihnen wirklich ein sehr großzügiges Angebot gemacht. Der Eigentümer ist sogar bereit noch ein bisschen etwas draufzulegen.“

„Wissen Sie“, fährt ihn Cäcilie Trettner an, „wo sich ihr Chef sein Geld hinschieben kann? Will er sich die ganze Marxergasse unter den Nagel reißen? Kriegt der nie den Hals voll? Schauen Sie sich dieses Haus an! Alles kaputt! Der Lift funktioniert schon seit Wochen nicht. Das Warmwasser und die Heizung spinnen auch oft genug. Darum soll er sich kümmern! Schließlich bezahle ich auch Zins!“

„Frau Trettner, ganz ehrlich, für diese Riesenwohnung ist das doch eine lächerliche Miete. Nirgendwo in der Stadt gibt es so ein Domizil um diesen Pappenstiel. Diese Wohnung ist doch viel zu groß für Sie und noch dazu im vierten Stock.“

„Ich habe einen gültigen Mietvertrag nach dem *Friedenszins*¹, die Alte pocht auf ihr Recht und klopft dabei mit ihren Gichtfingern auf die Tischplatte, „obwohl der ständig mit fadenscheinigen Argumenten angehoben wird. Und wenn der Lift funktionieren würde, wäre es auch um einiges leichter. Ich weiß genau, was ihr auskocht! Ihr seid mir eine Bagage, pfui Teufel! In euren anderen Häusern habt ihr die Mieter so lange schikaniert bis die freiwillig und abgespeist mit einem Bettel das Hangerl geworfen² haben. Ich weiß Bescheid. Ich bin zwar alt, aber nicht verkalkt! Nachdem ihr uns raus geekelt habt, baut ihr unsere Wohnungen zu sündteuren Luxusappartements um, die sich keiner von uns mehr leisten kann. Ihr seid doch Verbrecher! Schämen Sie sich nicht, Herr Klapacek? Ich habe Sie noch als so kleinen Gsteaml³ gekannt“, dabei zeigt sie mit ihrer Hand ungefähr einen Meter Höhe an, „Ihr Vater muss sich im Grab umdrehen.“

„Frau Trettner“, der Verwalter blickt sie mit ausdruckslosem Gesicht an, „Ihre Vorwürfe sind völlig aus der Luft gegriffen und deshalb überhöre ich es auch. Seien Sie doch vernünftig, mit

¹ Auch Friedenskronzins oder Friedenskronenzins; eine gesetzlich geregelte Höchstmiete auf Mietverträge für Wohnungen und Geschäftslokale, die vor dem 1. August 1914 abgeschlossen wurden. Daher auch die Berechnung in der damaligen Währung der Kronen. Dieser Mieterschutz galt ab 1917 als drei Viertel aller Wiener Wohnungen, kriegsbedingt, überbelegt waren. Es sollte ein Schutz für Soldaten und deren Familien vor Mietpreiserhöhungen und Kündigungen sein. Dieses Recht war auch im engeren Familienkreis vererbbar. Mit dem Mietrechtsgesetz (MRG) von 1982 durften Vermieter den Zins durch Erhaltungs- und Verbesserungsbeiträge anheben. Der Friedenszins selbst ist bereits 1967 beim Abschluss neuer Verträge abgeschafft worden.

² Das Handtuch werfen

³ Knirps

Ihrer Rente können Sie sich noch ein paar wunderschöne Jahre in einer Seniorenresidenz machen.“

„Erstens geht Sie meine Rente einen Dreck an und zweitens was soll ich dort? Nichts als inkontinente alte Weiber und sabbernde, senile, alte Trottel!“ Mühsam erhebt sich Cäcilie Trettner von ihrem Stuhl, stützt sich auf ihren Krückstock, beißt die Zähne zusammen. Nur jetzt keine Schwäche vor diesem schmierigen Lackaffen zeigen. „Und jetzt raus! Sie brauchen erst gar nicht wieder zu kommen. Wir ziehen nicht aus. Weder der Vollacher aus dem ersten, noch meine Nachbarin. Wir bleiben. Und wir werden uns an die Zeitung und ans Fernsehen wenden, damit endlich die Öffentlichkeit etwas über eure Methoden und kriminellen Machenschaften erfährt. Verschwinden Sie endlich!“

Auch Murli, der schwarze Kater erhebt sich von seinem Lieblingsplatz beim Ofen, geht in Angriffsstellung und krümmt seinen Rücken. Ihm ist dieser Klapacek ebenso unsympathisch wie seinem Frauchen.

„Jetzt machen Sie mir aber richtig Angst. Wenn das Ihr letztes Wort ist, Frau Trettner“, die Stimme des Verwalter schwenkt von sanft auf drohend um, „dann werden wir wohl andere Saiten mit euch aufziehen müssen. Darauf können Sie sich verlassen. Ich sage nur, bald ist der Winter da.“

„Raus!“

Murli unterstützt diese Aufforderung noch mit einem bedrohlichen Fauchen. Nachdem Klapacek draußen ist, verriegelt die ehemalige Volksschullehrerin die Türe, schlurft in die Küche, setzt sich auf einen Stuhl und beginnt lautlos zu weinen. Diese Aufregungen, die sich in den letzten Wochen zunehmend häufen sind schlicht zu viel für sie und ihr ohnehin angegriffenes Herz. Dauernd die Anwaltsbriefe mit unverhohlenen Drohungen, die im Auftrag des Hauseigentümers, immer wieder neue Gründe erfinden um sie loszuwerden. Bisher konnte sie sich immer noch erfolgreich zur Wehr setzen, doch zunehmend schwinden ihre Kräfte. Außerdem kennt sie sich nicht in diesen Paragrafendschunzel aus und dieses Juristenchinesisch versteht sie schon gar nicht. Wäre da nicht Herr Vollacher, der sie und ihre Nachbarin tatkräftig unterstützt, hätte sie schon längst aufgegeben. Oder einfach Schluss gemacht. Doch wer kümmert sich danach um Murli? Niemals darf der in einem Tierheim landen.

Warum kann dieser skrupellose Hauseigentümer nicht warten bis sich das Problem von selbst löst? Immerhin ist sie im siebenundachtzigsten Lebensjahr. Das bisschen Zeit, die ihr noch bleibt, wird er wohl noch abwarten könne. Danach soll er mit ihrer Wohnung anstellen, was er will. Macht er aber nicht, weil er gierig ist und noch mehr an sich reißen will, noch mehr Geld scheffeln.

Mit dieser Wohnung verbindet sie so viel. 1929 wurde sie hier geboren, verbrachte - trotz der schweren Zeiten - eine unbeschwerte Kindheit und Jugend. Selbst im Krieg bekam das Haus wenig ab. Bei einem Bombenangriff wurde lediglich das hintere Kabinett dieser Wohnung zerstört. Der Vater kam nicht mehr zurück, ist für den Führer in den Ardennen gefallen. Ihr jüngerer Bruder wurde durch die Entbehrungen im Krieg schwer krank, starb ein paar Monate vor Kriegsende an einer schweren Lungenentzündung. Tapfer schlugen sich dennoch Tochter und Mutter durch, überstanden gemeinsam alle Schicksalsschläge. Mitten in der Besatzungszeit lernte Cäcilie ihren späteren Mann kennen, einen Juden, der Theresienstadt und Birkenau als einziger seiner Familie überlebte. Ein Zeitungsjournalist, der nun wieder seinem alten Beruf nachgehen konnte. Er kam beim *Vorwärts-Verlag* unter und schrieb für die sozialdemokratische *Arbeiter-Zeitung*. In einem Café funkte es zwischen den beiden und sie wurden rasch ein Paar.

Isaacs großer Traum war es mit seiner Cäcilie nach Palästina auszuwandern, doch schließlich sah er ein, dass sie nicht ihre Mutter alleine im unsicheren Wien, mitten im Kalten Krieg,

zurücklassen wollte. Bald nach der Hochzeit kam der erste Sohn zur Welt, dem noch ein weiterer folgen sollte. Inzwischen war die Mutter verstorben und Cäcilie zog mit ihrer Familie wieder in ehemalige elterliche Wohnung zurück. Ihr Mann Isaac gab seine Auswanderungspläne endgültig auf und widmete sich intensiv dem Aufspüren von Nazi-Kriegsverbrechern.

Die Söhne wurden rechtschaffene Leute, doch die Stadt war ihnen zu eng. Sie wollten hinaus in die weite Welt. Der Ältere ließ sich auf das Abenteuer ein, wanderte nach Neuseeland aus und ist heute ein angesehener, wohlhabender Schafzüchter während der jüngere Bruder ein unstetes Leben auf See vorzog. Nachdem er seine Ausbildung zum Koch absolvierte, holte er sich die Praxis in unterschiedlichen, renommierten europäischen Hotels bevor er endgültig auf Kreuzfahrtschiffen anheuerte.

In Neuseeland war Cäcilie Trettner nie und heute schafft sie so eine beschwerliche Reise aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr. Daher bleibt es beim Briefe schreiben und ihre Enkel kennt sie nur von Fotos und von Videos. Vielleicht klappt das auch endlich mal mit diesen Emails. Erst vor kurzen hat sie sich einen Computer zugelegt, aber ganz durchschaut hat sie dieses Teufelsding noch nicht.

Diese Filme sieht sie sich dann immer bei Herrn Vollacher an. Einmal im Jahr lässt sich auch der jüngere, unverheiratete Sohn für ein paar Tage blicken bevor es wieder auf große Fahrt geht.

Fast zwanzig Jahre lang ist sie nun schon Witwe. Isaac raffte ein Gehirntumor dahin. Wahrscheinlich eine Folgewirkung von den Torturen in den KZs.

Früher als noch eine Hausgemeinschaft existierte, war vieles leichter. Die anderen Mieter konnte Klapacek im Auftrag des Hauseigentümers erfolgreich *entmieten* wie die Umschreibung im Fachjargon für das Vertreiben von Menschen aus ihren Wohnungen lautet. Sie fielen auf die leeren Versprechungen herein und stehen nun schlechter als vorher da. Doch ein Zurück gibt es nicht mehr. Der Hauseigentümer versteht es meisterhaft sich mithilfe gefinkelter Advokaten entlang des schmalen Grats zwischen Legalität und Illegalität zu bewegen. Selbstverständlich ausschließlich zu seinem persönlichen Vorteil.

Nur diese drei Alten halten noch wacker die Stellung und erweisen sich als stur. Alle drei sind alleinstehend, aber sie halten zusammen und helfen sich, wo immer es möglich ist.

Gedankenverloren und verzweifelt krault Cäcilie Trettner ihrem Murli das Fell, der sich an sie schmiegt und schnurrt als es schon wieder läutet. Der Kater springt von ihrem Schoß, schleicht zur Tür. Er hat ein feines Gespür. Sobald Klapacek auf der Matte steht, macht er sofort einen Buckel, auch wenn er natürlich nicht durch die Tür sehen kann. Jetzt maunzt er und ist neugierig. Cäcilie Trettner vergewissert sich mit einem Blick durch den Spion, dass es tatsächlich nicht wieder dieser widerliche Mensch ist.

„Guten Tag, Frau Trettner“, grüßt Eugen Vollacher und im Schlepptau bringt er die Nachbarin Johanna Mossinger mit, „war der Klapacek auch bei Ihnen? Dürfen wir hereinkommen?“

„Kommt's nur weiter, ihr kennt's euch ja aus bei mir“, sagt Trettner und geht voraus während Murli um die Beine der Besucher streicht. Sie ist froh jetzt nicht alleine sein zu müssen. „Natürlich ist mir der Klapacek wieder auf die Nerven gegangen. Wollt's einen Kaffee?“

„Ja bitte, gerne“, antwortet Vollacher, der in dem Trio der Jüngste ist und der Einzige, der nie verheiratet war.

Während Mossinger ihrer Nachbarin in der Küche hilft, setzt sich Vollacher auf das Sofa und spielt ein wenig mit Murli, der sich über diese willkommene Abwechslung tatsächlich zu freuen scheint. Nachdem die Kaffeetassen gefüllt sind und ein paar Kekse auf einem Teller bereit stehen, ergreift wieder Vollacher die Initiative.

„Die werden so lange keine Ruhe geben bis sie uns draußen haben“, kommt der noch immer sehr rüstige Mann mit dem weißen Vollbart und den sorgfältig gekämmten Haaren gleich zum entscheidenden Punkt, „und dagegen müssen wir uns wehren. Wo sollen wir denn hin? Das ist unser Zuhause, wo alles vertraut ist, alles seinen Platz hat. Für einen Neubeginn irgendwo sind wir zu alt. Außerdem einen alten Baum entwurzelt man nicht. Hier erzählen doch jeder Ziegel und jede Mauer Geschichten. Das kann man uns doch nicht so einfach wegnehmen und auslöschen.“

„Bei den anderen zehn hat es auch geklappt“, meint resignierend Johanna Mossinger. Die kleine, zierliche Frau, eine pensionierte Filialleiterin eines Damenmodengeschäfts, sitzt zusammengesunken in dem Stuhl und starrt in ihren Kaffee, „wir müssen uns damit abfinden, dass der Hauseigentümer und der Klapacek eben stärker als wir sind. Wir haben keine Chance.“

„Mag sein“, widerspricht Vollacher, „aber kampflos dürfen wir nicht aufgeben.“

„Ich habe dem Klapacek gedroht, dass wir uns an die Zeitung und das Fernsehen wenden“, bringt sich nun auch Cäcilie Trettner wieder ein.

„Den Medien sind wir doch vollkommen wurscht“, stellt Vollacher fest, „dort anzurufen oder hinzuschreiben, denen unseren Fall zu schildern, bringt gar nichts. Das wissen auch dieser Klapacek und sein Chef. Damit kann man solche abgefeimten Typen nicht verschrecken.“ Plötzlich nimmt sein Gesicht einen piffigen Ausdruck an. „Es sei denn, *wir* lenken die Aufmerksamkeit auf uns.“

„Was haben Sie vor, Herr Vollacher?“, fragt Trettner, „Was haben Sie sich vorgestellt?“

„Nun“, Eugen Vollacher macht es spannend, „wir sehen doch täglich die Berichte über die Flüchtlinge, die zu uns kommen. Dagegen sind doch unsere Zores nahezu lächerlich, was diese Menschen zuerst in ihren Heimatländern und dann auf ihrer Flucht erdulden mussten. Jetzt sind sie hier, aber keiner will sie wirklich haben. Mir gehen diese Bilder ziemlich unter die Haut. Dann ist mir die Idee gekommen. Wir haben in unserem Haus jetzt zehn leerstehende Wohnungen. Ein paar Wochen noch und der Winter ist da. Was ist dann mit diesen Leuten? Wo sollen sie hin, wo werden sie untergebracht? Alle kommen nicht wintersicher unter, sind doch jetzt schon nahezu alle Kapazitäten ausgeschöpft. Zumindest einigen Familien können wir ein Dach über dem Kopf bieten.“

„Ohne Erlaubnis, ohne Einverständnis des Eigentümers und vom Klapacek?“

Johanna Mossinger fällt vor Schreck der Kaffeelöffel aus der Hand und fällt klirrend auf den Untersetzer.

„Wissen Sie, Frau Mossinger, was mich diese Herrschaften können?“, Eugen Vollacher blüht richtiggehend auf, „Wir ziehen zusammen ein alternatives Flüchtlingsprojekt, hier in unserem Haus auf. Unter Garantie rennen uns dann die Medien die Türen ein und wir können öffentlich unsere Beweggründe bekanntgeben. Endlich die miesen Machenschaften und Tricks dieses Spekulanten den Leuten bekannt geben. Somit haben beide Seiten etwas davon, die Flüchtlinge und wir.“

„Aber das ist doch illegal“, wirft Cäcilie Trettner ein.

„Ja und?“, wischt Vollacher ihre Bedenken vom Tisch, „Was sind die Geschäfte vom Klapacek und seinem Boss? Wie soll man das nennen? Wir drei legen uns quer. Ich kann Ihnen schon jetzt prophezeien, was passieren wird. Das hat doch der Eigentümer bereits in seinen anderen Häusern genauso praktiziert. Und leider erfolgreich. Ich habe mich informiert. In wenigen Tagen setzt der Terror ein. Sehr subtil, aber umso wirkungsvoller. Der Lift ist bereits lahm gelegt. Wenn es kälter wird, treten plötzlich Gas- und Wassergebrechen auf. Ebenso schnell müssen die Stromleitungen erneuert werden. Dann kommen Arbeiter, stemmen alles auf und danach verschwinden sie. Wir bleiben aber im Schutt und Dreck sitzen. Nachher werden die Fenster herausgerissen, weil sie angeblich ausgetauscht werden müssen. Doch

die Neuen werden nicht geliefert. Man wird uns jede Menge Ausreden präsentieren und wir müssen das glauben. Da können wir den Mieterschutz mobilisieren, die Baupolizei informieren, nichts wird passieren. Der Hausbesitzer wird seinen treuen Vasall Klapacek vorausschicken, der gegen jeden Bescheid Berufung einlegt und das Verfahren zieht sich bis zum Sankt Nimmerleinstag hin. Und muss er vielleicht doch einmal eine Geldstrafe berappen, zahlt er die lachend aus der Portokasse. Daher müssen wir schneller sein, denen zuvorkommen. Zwei Fliegen mit einer Klappe. Wir holen die Flüchtlinge zu uns und haben die Medien auf unserer Seite, helfen sogar noch diesen Menschen. Somit wird auch die Öffentlichkeit hinter uns stehen. Drei alte Leute, die bereit sind zu kämpfen und sich nicht unterkriegen lassen. Versteht ihr, Mut zur Selbsthilfe, wenn uns alle anderen verträsten und im Stich lassen.“

„Und dann landen wir alle noch im Kriminal“, Johanna Mossinger ist von Vollachers Idee überhaupt nicht überzeugt, „ich habe mir mein Leben lang nichts zuschulden kommen lassen. Die schütten uns doch mit Anzeigen und Klagen zu!“

„Niemand von uns wird eingesperrt“, beruhigt sie Vollacher.

„Aber die Schlüssel für die Wohnungen liegen doch beim Klapacek“, bemerkt Cäcilie Trettner und mit dieser Äußerung lässt sie durchblicken, dass sie zumindest nicht prinzipiell gegen Vollachers Vorschlag ist.

„Diese veralteten Schlösser sind doch mit jedem Schraubenzieher aufzubrechen“, sagt Vollacher, „und das nehme ich auf meine Kappe.“

„Ja, aber da wird es doch genug Verständigungsschwierigkeiten und Sprachprobleme geben“, bleibt Johanna Mossinger weiterhin zögerlich, „das sind doch andere Kulturen, die anders denken, anders essen. Und dazu die Religion.“

„Wo ein Wille auch ein Weg“, ist Vollacher weiterhin von seiner Idee überzeugt, „Frau Trettner kann die Kinder in Deutsch unterrichten. Ich stelle dafür gerne mein Wohnzimmer zur Verfügung.“

„Ja, das wäre schön wieder eine sinnvolle Aufgabe zu haben“, nickt Trettner, „aber der Besitzer wird sich das nicht von uns bieten lassen. Schließlich ist das Hausfriedensbruch und was weiß ich nicht noch alles. Der wird uns die Polizei auf den Hals hetzen und ins Haus schicken. Und dann hat er erst recht einen Grund uns fristlos zu kündigen und auf die Straße zu setzen.“

„Dem müssen wir eben zuvor kommen“, gibt sich Vollacher weiterhin unbeirrt, „erinnert ihr euch noch an die Räumung des besetzten Hauses im zweiten Bezirk, wo ein paar Anarchos einem Großaufgebot von tausendsiebenhundert Polizisten Widerstand leisteten. Solche Leute brauchen wir, die unser Haus in eine Festung verwandeln können. Wir fertigen Transparente an, hängen sie aus unseren Fenstern.“

„Herr Vollacher, ist das Ihr Ernst?“ Johanna Mossinger starrt ihn mit weit aufgerissenen Augen und offenen Mund an. „Sie wollen uns diese abgerissenen, g’scheckerten⁴ Asozialen da herbringen? Die sind doch immer besoffen und randalieren! Und die bringen auch sicherlich Rauschgift, Drogen mit!“

„Vielleicht hilft das Zeug besser als unsere zahlreich verschriebenen Pulvern, Tabletten und Salben?“, sieht es Vollacher völlig nüchtern und bleibt lakonisch.

„Vielleicht auch noch ein paar Sandler?“, ereifert sich Mossinger weiter.

„Warum nicht? Niemand soll behaupten, dass er jemals obdachlos wird. Das geht schneller als man denken kann. Immerhin hängt auch über uns längst das Damoklesschwert der Obdachlosigkeit, wenn wir nicht ins Altenheim gehen.“

„Wenn wir alle drei zusammen gehen, haben wir es dort bestimmt auch schön“, bleibt Johanna Mossinger weiterhin ängstlich und unsicher.

⁴ bunt

„Niemand!“ Cäcilie Trettner knöchert die Faust auf den Tisch, dass die Tassen scheppern und ein paar Kekse vom Teller fallen. „Nie und nimmer! Ich ziehe in kein Altenheim, so schön kann es gar nicht sein! Es wäre wunderbar wieder unterrichten zu können. Ich sehe auch immer wieder diese Berichte und es krampft mich jedes Mal zusammen, wenn ich diese armen Bauern⁵ sehe. Was haben die für eine Zukunft vor sich? Einen Teil ihrer Kindheit und Jugend hat man ihnen bereits gestohlen. Wir beweisen diesem Klapacek und seinem Chef, dass man mit uns nicht machen kann, was man will. Wir gehören noch lange nicht zum alten Eisen und ins Ausgedinge. Was ist mit Ihnen, Frau Mossinger?“

„Na ja, ich könnte ja für die Leute kochen und backen. Das tue ich doch so gern.“

„Das ist ein Wort, meine Damen!“, Vollacher strahlt, „Eigentlich habe ich von Ihnen auch nichts anderes erwartet. Dann frisch ans Werk! Jetzt beginnt der Wettlauf gegen die Zeit, aber wir werden gewinnen. Ich fahre gleich jetzt zum Haupt- und Westbahnhof, schaue, wen ich dort aller treffe. Und auf der Mariahilferstraße⁶ finde ich sicherlich ein paar Punker, die schnorren. Die spreche ich einfach an und erkläre ihnen worum es geht.“

Eugen Vollacher ist voller Tatendrang. Endlich wieder etwas Sinnvolles tun. Vor möglichen Konsequenzen hat er keine Angst. Endlich ausbrechen können aus diesem eintönigen Alltagstrott. Jeden Tag der gleiche Einheitsbrei. Aufstehen, frühstücken, Wohnung in Schuss halten, Zeitung holen; jeden zweiten, dritten Tag ein bisschen im Supermarkt einkaufen, Mittagessen, ein Schläfchen; danach, wenn er dazu aufgelegt ist einen Spaziergang im Stadtpark. Wenn es das Wetter erlaubt sich auf eine Bank setzen, die Vögel und Menschen beobachten. Vielleicht auch einmal in den ersten Bezirk gehen, sich irgendwo einen Kaffee und eine Mehlspeise gönnen. Zu Hause dann vor den Fernseher, Nachrichten gucken und sich über diese vertrackte Welt wundern. Ab und zu mit seinen beiden noch verbliebenen Hausgenossinnen tratschen. Und das dreihundertfünfsechzig Tage, zweiundfünfzig Wochen, zwölf Monate im Jahr. Das soll alles gewesen sein?

Beruflich war er viel zu lange in seinem Hamsterrad gefangen. Als ehemaliger Finanzbeamter und Exekutor gab es nie viel Spielraum für ihn. Vielmehr war er bei den Leuten verhasst, wenn er ihnen auf die Möbel und Elektrogeräte den Kuckuck klebte. Manche hatten es tatsächlich verdient, aber die große Mehrheit war aus den unterschiedlichsten Gründen in missliche Lagen geschlittert und ihm blieb nichts anderes übrig, er musste streng nach den Buchstaben des Gesetzes vorgehen. Schließlich war er ein, wenn auch nur kleiner Vertreter des Staates und hatte dafür zu sorgen, dass Geld in die Kassen floss. Oftmals schämte er sich für seinen Beruf und hatte abends ein schlechtes Gewissen. Sicherlich mitentscheidend, dass er nie die richtige Frau fürs Leben fand. Sobald er ihnen sagte, womit er sich die Butter aufs Brot verdiente, zeigten sie ihm meistens die kalte Schulter. Dann verkroch er sich lieber in seinen vier Wänden und widmete sich seiner Eisenbahnanlage. Mit zunehmenden Alter schwanden natürlich auch die Chancen bei den Frauen und irgendwann fand er sich ab, dass er bis an sein Lebensende Junggeselle bleiben wird. Seine heißgeliebte Eisenbahn ist mit ein Grund, weshalb er jetzt so auf die Barrikaden steigt. Da steckt so viel Liebe, so viel Arbeit drin. Wenn er hier raus muss, kann er die Anlage unmöglich mitnehmen. Wo gibt es denn Platz dafür? Sicher nicht in einem Altenheimzimmer.

„Wollen Sie gleich alle zehn freien Wohnungen mit Flüchtlingen füllen?“, fragt Cäcilie Trettner.

„Nein“, wehrt Vollacher ab, „klein anfangen. Zuerst einmal eine. Und wenn es in den ersten Tagen klappt, dann eine nach der anderen. Haben wir genügend Vorräte im Haus? Sie wissen schon Schweinefleisch geht nicht, da es sicherlich größtenteils Moslems sind.“

⁵ Babys, Kleinkinder

⁶ 6. Und 15. Bezirk

„Ich kann ja gleich einmal einkaufen gehen“, bietet sich Johanna Mossinger an, „und ein ordentliches Willkommensessen vorbereiten.“

„Langsam, langsam“, dämpft Vollacher, „noch sind die Leute nicht hier. Vielleicht gehe ich mit meiner Idee auch gründlich baden? Jetzt lasst mich zuerst zu den Bahnhöfen fahren und dann sehen wir weiter. Bei den Einkäufen legen wir zusammen, das ist klar.“

„Die Leute brauchen doch auch Kleidung, Schuhe, Spielsachen für die Kinder“, wendet Trettner ein, „das haben wir doch alles nicht.“

„Noch nicht“, bleibt Vollacher weiterhin euphorisch, „aber darum werde ich mich später kümmern. Ich schnorre die Sachen zusammen, wo immer ich sie herkriegern kann. Also, meine Damen, ich mache mich jetzt auf den Weg.“

Eugen Vollacher ist wie verwandelt. Endlich eine sinnvolle Aufgabe und er muss sich nicht an irgendwelche Vorgaben eines Vorgesetzten halten, ja er kann sogar erstmals in seinem Leben Vorschriften und Gesetze ignorieren. Wer soll ihn daran hindern?

Immer wieder taucht vor seinem geistigen Auge dieses Zeitungsfoto eines kleinen Flüchtlingsmädchens auf, das in diesem heißen Sommer lachend und für eine Weile glücklich scheinend in einem Wasserstrahl stand, den ein Feuerwehrmann zur Abkühlung aufgedreht hatte. Und dann musste Vollacher in der Zeitung lesen, dass irgendein siebzehnjähriger Rotzbub in diesem neumodischen Facebook, mit dem er überhaupt nichts anfangen kann, geschrieben hatte, *ein Flammenwerfer wäre besser gewesen*. Zumindest hatte der Chef dieses Idioten mehr Hirn und kündigte ihm.

Vollacher besitzt keinen Computer, will auch keinen. Überhaupt diese neuen Technologien sind ihm suspekt. Sein altes Röhrenradio, sein Plattenspieler, auf dem er seine Schellackplatten abspielen kann und der betagte Fernseher, zumindest schon in Farbe, und ein alter Videorecorder reichen ihm.

Zum ersten Mal sieht er nun Flüchtlinge aus dem Irak, Syrien, Afghanistan, Pakistan, aus afrikanischen Ländern im neuerbauten Hauptbahnhof, dem ehemaligen Südbahnhof, von Angesicht zu Angesicht. Hunderte warten auf eine bessere Zukunft; auf ein neues, vor allem sicheres und friedliches Leben. Wahrscheinlich haben sich das viele von ihnen ganz anders vorgestellt, haben nicht damit gerechnet, dass sie vorerst auf den Steinplatten am Boden einer lauten, riesigen, zugigen Bahnhofshalle ausharren müssen.

Drastischer und größer kann die Kluft nicht sein. Kaum eine Armlänge entfernt gehen jene vorbei, die alles haben. Die nicht wissen, was Todesangst ist, wenn Bomben und Granaten herunterhageln, Maschinengewehrsalven knattern. Die noch nie mitansehen mussten, wenn Menschen bestialisch geköpft oder auf andere fürchterliche Weise zu Tode gefoltert werden. Die noch nie eingepfercht mit anderen in winzigen Zellen dahinvegetierten. Unschuldige, ohne Anklage, ohne Aussicht auf einen fairen Prozess. Sie kennen nicht die Todesangst, wenn überfallsartig die Pickups mit den vermummten IS-Schergen einfallen.

Sie mussten noch nie auf einem Seelenverkäufer oder löchrigem Schlauchboot das Mittelmeer überqueren, ausgesetzt den Launen des Wetters und der Willkür gewissenloser Schlepper, denen sie ihr letztes Geld in die gierigen Rachen stopften. Viele haben Familienmitglieder verloren. Entweder zu Hause durch den Krieg oder sie sind auf der Flucht gestorben. Viele Familien wurden auseinander gerissen, irren nun kreuz und quer in Europa auf der Suche nach ihren Angehörigen herum.

Was sie noch neben ihrer kärglichen Habe mit dabei haben ist Hoffnung und die schwindet von Minute zu Minute, von Stunde zu Stunde, mit jedem neuen Tag. Europa ist das erklärte Ziel gewesen, dieser reiche, sichere und friedliche Kontinent.

In Griechenland, ihrer ersten Station, hat man ihnen geholfen, so gut es eben möglich war. Die Türkei durchquerten sie mit gemischten Gefühlen. In den Balkanländern waren sie unerwünscht. In Ungarn prügelte die Polizei auf sie ein, jagte sie weiter über die Grenze. In Österreich keimt wieder die Hoffnung. Hier werden sie größtenteils freundlich willkommen geheißen. Die Menschen treten offen auf sie zu, unterstützen und helfen. Viele wollen weiter nach Deutschland und in die skandinavischen Länder, aber jetzt sind sie vorerst hier gestrandet, wissen nicht wie es weitergehen soll. Die letzten eisernen finanziellen Reserven sind bald verbraucht.

Viele der Einheimischen versuchen tunlichst den Blickkontakt mit diesen bedauernswerten Menschen zu vermeiden. Es ist etwas anderes, zu Hause, im geschützten Kokon der eigenen vier Wände, das Geschehen draußen in der Welt auf der Mattscheibe mit zu verfolgen, wissend, dass dieses Elend und die Dramen im Fernsehapparat bleiben und sich nicht im behaglichen Wohnzimmer breit machen können. Ist man jedoch hautnah konfrontiert, dann drückt schnell das schlechte Gewissen, vielleicht sogar Scham, weil einem das Schicksal ein anderes Leben gegönnt hat.

Eugen Vollacher ergeht es nicht anders. Er ist zwar kein Mensch, der nah am Wasser gebaut hat, doch was er hier sieht ist nur ein Bruchteil dessen, was tatsächlich los ist und lässt seine Augen schimmern. Er weiß, dass es schlimm ist, aber das übersteigt doch seine bisherige Vorstellungskraft.

Gleichzeitig erfüllt ihn auch Demut, dass er die Gnade erhielt in einem Land geboren worden zu sein und leben zu dürfen, wo die eigenen Probleme und die Schwierigkeiten mit denen dieses Österreich sich herumschlagen muss nahezu lächerlich wirken. Der alte Mann befindet sich in einem Wechselbad der Gefühle. Wenn er so könnte, wie er möchte. Am liebsten würde er sich hinstellen und laut schreien, kommt alle mit! Ich weiß, wo ihr zumindest eine Zeitlang bleiben könnt! Eine Schande für das einundzwanzigste Jahrhundert! Nein, die Zeit kann nichts dafür. Der Mensch trägt alleine dafür die Schuld.

Er muss jetzt eine Wahl treffen. Selektieren, was für ein schreckliches Wort. Ein kleiner, bunter Ball erleichtert ihm die Entscheidung. Zufällig rollt er ihm vor die Füße. Das Spielzeug ist den Händchen eines kleinen Mädchens, vielleicht drei oder vier Jahre alt, entglitten und traut sich nun nicht ihn sich wieder zurück zu holen. Wer weiß, vielleicht ist es ein Spielzeug, das ihr noch von der Heimat geblieben ist, sie die lange Flucht begleitete oder es hat ihn ihr jemand unterwegs geschenkt?

Eugen Vollacher bückt sich, hebt den Ball auf und geht auf das Mädchen zu, das sich ängstlich am Kittel ihrer Mutter festhält. Dann sieht es aber in dieses freundliche Gesicht mit dem weißen Vollbart und den lachenden Augen und taut auf. Sie schenkt diesem Fremden ebenfalls ein strahlendes Lächeln, streckt die Ärmchen aus und nimmt den Ball zurück.

„*Shukran*“⁷, bedankt sich leise die Mutter und rückt ihr Kopftuch zurecht, das nur ihr Gesicht frei lässt.

Auch ihr Mann nickt dankbar. Vollacher sieht, dass zu dieser Familie noch drei weitere Kinder gehören, wobei das kleine Mädel die Jüngste ist. Ein Quartett aus zwei Jungen und zwei Mädchen. Ein alter Mann, entweder der Vater der Mutter oder des Mannes, zählt ebenfalls dazu.

Vollacher deutet mit den Fingern zum Mund.

„Hungry?“, fragt er, „Durst? You want to drink?“

Abermals versucht er es mit Handzeichen. Fieberhaft kramt er seine Englischkenntnisse zusammen. Es ist schon lange her, dass er sich in dieser Sprache artikuliert. Die beiden Erwachsenen verneinen, aber es ist ihnen anzusehen, dass genau das Gegenteil der Fall ist. Der alte Mann hält sich an seinem Stock fest und ist irgendwo weit weg in seinen Gedanken.

⁷ Arab.: Danke

Vollacher deutet zu warten, er komme gleich wieder. Eigentlich dumm, wo sollen sie auch hin?

Zurück kehrt Vollacher mit zwei schweren Einkaufstaschen, die der eher kleine Mann kaum zu schleppen imstande ist. Angefüllt mit allerlei Lebensmitteln, Süßigkeiten, einen Haufen Käsesemmeln, Mineralwasser und für die Kinder sogar noch ein paar kleine Spielsachen. Eingekauft im bahnhofseigenen Supermarkt. Schwer atmend stellt er die Sachen vor ihnen ab. Abwartend sieht ihm die Familie zu. Weder abweisend noch zustimmend, nur ungewohnt, aber keineswegs misstrauisch.

Plötzlich taucht ein wildfremder, älterer Herr auf, stellt zwei Taschen voller Essen auf den Boden, deutet ihnen zuzugreifen. Wieder ist es das kleine Mädchen, das den Bann bricht. Neugierig blickt sie in die Plastiksäcke, sieht eine kleine Puppe. Aufmunternd deutet ihr Vollacher sie zu nehmen und in ihren Kohleaugen geht die Sonne auf. Zögernd nimmt sie das Püppchen heraus und presst es fest an ihren Körper.

Kurzerhand setzt sich Vollacher ebenfalls zu der Familie auf den Boden, registriert gar nicht die erstaunten und oftmals missbilligenden Blicke vorbeihastender Passanten und Reisenden. Es wäre ihm auch egal. Er beginnt seine Schätze zu verteilen. Auf einmal nimmt der Familienvater Vollachers Hand und will sie küssen, aber er wehrt ab.

„No, no, no!“, wehrt er ab, „Please eat, please. Here drink.“

Nun dreht sich auch der alte Mann, der bisher unbeweglich sitzen geblieben war zu Vollacher hinüber. Es ist ein feines Gesicht, eine Landschaft aus unzähligen Falten, Gräbern und Tälern in denen sich ein bewegtes Leben widerspiegelt.

„*Und haltet allesamt am Seil Gottes fest und spaltet euch nicht*“⁸, zitiert der Mann mit leiser Stimme in perfektem Deutsch aus dem Koran, „wir danken Ihnen sehr.“

„Sie verstehen uns?“, fragt Vollacher erstaunt und die Überraschung ist ihm ins Gesicht geschrieben.

„Ja“, lächelt er milde, „ich habe diese wunderbare Sprache der großen Dichter und Denker einst an der Universität von Mosul gelehrt. Hölderlin, Kleist, Goethe, Heine, Schiller, Hebbel und noch viele andere. Doch das ist lange her. Einst waren wir eine kleine Welt für uns auf dem Campus. Saddam ließ uns weitgehend in Ruhe. Dann kamen die Amerikaner und die Hölle brach aus. Saddam Hussein konnte gestürzt werden, aber danach wurde es immer schlimmer bis die schwarzen Teufel des IS dem Grauen endgültig die Krone aufsetzten. Aus dem geachteten und anerkannten Professor Mahmoud el-Khassari ist ein unbekannter Flüchtling in diesem namenlosen Heer der Gestrandeten geworden. Diese Menschen sind mir noch geblieben“, dabei streicht er einem der Jungen über den Kopf, „meine Frau starb bei einem Drohnenangriff. Sämtliche andere Verwandten sind entweder tot, verschleppt oder vermisst. Mein Sohn Abdullah, seine Frau Faizah und die Kinder Djamil, Khaliq, Nour und Charda, die sie schon jetzt ins Herz geschlossen hat.“

„Mein Name ist Eugen, Eugen Vollacher“, stellt sich der unerwartete Samariter vor und schluckt.

Bedächtig wiederholt el-Khassari fehlerfrei den Namen.

„Wir danken Ihnen sehr für Ihre Hilfe, Herr Vollacher. Wie sollen wir das jemals wieder gutmachen können?“

„Schon gut“, Vollacher ist es sichtlich peinlich plötzlich so im Mittelpunkt zu stehen, „das brauchen Sie nicht und ich will es auch nicht. Wollen Sie in Österreich, in Wien bleiben?“

„Ich weiß es nicht, wie es weitergehen soll“, zuckt der ehemalige Literaturprofessor mit den Schultern, „Österreich ist ebenso schön wie Deutschland. Es ist lange her, da war ich zweimal in Deutschland eingeladen. Zu Literaturkongressen in Heidelberg und in Erlangen. Das war eine wunderschöne Zeit. Damals war es für mich eine völlig andere neue Welt. Warum

⁸ Sure 7, 199

können verschiedene Kulturkreise, Religionen nie gemeinsam an einem Strang, an diesem erwähnten Seil, wie es im Koran steht, ziehen? Wir sind zwar Moslems, aber nicht fanatisch. Wie der Mensch ist auch Allah oder sagen wir einfach Gott zu einer Ware geworden. Und Religion heißt die Branche, die sie vermarktet. Wir wissen nicht, was uns morgen erwarten wird. Jetzt sind wir zumindest endlich sicher und das ist schon sehr viel wert.“

„Wissen Sie was, Herr el-Khassari“, meint Vollacher entschlossen und im Brustton vollster Überzeugung, „Sie bleiben mit Ihrer Familie vorerst hier. Packen Sie Ihre Sachen und kommen Sie mit mir. Vielleicht ist es nur für ein paar Tage, vielleicht auch für länger? Das kann ich noch nicht sagen. Aber alles andere ist besser als hier auf dem kalten Boden. Haben Sie Papiere?“

„Ja, wir konnten unsere Dokumente retten“, el-Khassari weiß nicht wie ihm geschieht. Dieser unbekannte Mann macht einen vertrauenerweckenden Eindruck, aber während ihrer Flucht sind sie schon so oft belogen, hintergangen und betrogen worden, „aber wir haben kein Geld.“

„Ich habe auch kein Wort von Geld gesagt“, erwidert Vollacher, „ich biete Ihnen für eine Zeitlang eine menschenwürdige Unterkunft an. Das ist alles.“

Nun folgt ein längeres Palaver in arabischer Sprache. Der Alte muss für seine Leute übersetzen. Als die kleine Charda mitbekommt, dass sie vielleicht länger bei diesem netten Mann bleiben darf, strahlt sie gleich noch um einiges mehr. Ihre Puppe lässt sie jedenfalls nicht mehr los und der Ball ist vorerst abgemeldet. Auch ihre Brüder sind von den kleinen Autos hellauf begeistert und veranstalten Wettrennen auf den Steinplatten.

„Sind Sie ein Vertreter einer Behörde?“, fragt el-Khassari.

„Nein, ich bin Rentner und privat.“

„Warum tun Sie das für uns?“

„Weil ich einen kleinen Teil dazu beitragen möchte, dass es etwas besser auf dieser verkommenen Welt wird“, antwortet Eugen Vollacher und es klingt ehrlich, „und ich nicht zu den Deppen gehören möchte, die hinter jedem Kopftuch, Schleier, Burka, Turban, was auch immer sofort Terroristen vermutet. Oder Sozialschmarotzer, die sich auf unsere Kosten ein besseres Leben erschleichen. Und glauben Sie mir, Herr el-Khassari, ich möchte Ihnen und Ihrer Familie nicht die Illusionen rauben, aber weder hier in Österreich noch in Deutschland oder sonst wo in Europa ist alles Gold was glänzt. Aber das ist Ihnen als gelehrter und intelligenter Mann ohnehin bewusst. Nehmen Sie mein Angebot an? Ich würde mich sehr freuen.“

Wieder folgt eine kurze Beratung bevor el-Khassari endgültig zustimmt. In dem allgemeinen Durcheinander auf dem Bahnhof fällt nicht auf, wenn eine Familie aus dieser Flüchtlingsmenge verschwindet. Am Vorplatz stehen einige Polizeifahrzeuge und die Polizisten sorgen für Sicherheit, aber es ist absolut ruhig. Wahrscheinlich wird Eugen Vollacher für einen Mitarbeiter einer karitativen Organisation gehalten. Er geht auf den Taxistandplatz zu, gefolgt von seinen Schützlingen, die immer noch nicht glauben können, was ihnen widerfährt.

Vollacher ordert zwei Großraumtaxi, darin finden alle bequem und mit dem bisschen Gepäck Platz. Die Marxergasse ist nicht unbedingt eine besonders schöne Gasse, aber sehr zentral gelegen. Etwas Grün wird man hier vergeblich suchen, eigentlich nur links und rechts Häuser und stark befahren.

Die irakische Familie kommt aus dem Staunen nicht heraus. Der Großvater hat mit den Kindern und Vollacher im ersten Taxi Platz gefunden, während die Eltern ihnen im zweiten Fahrzeug folgen. Sie haben Glück, dass der Fahrer ebenfalls Araber ist und sich daher mit ihnen unterhalten kann. Er stammt aus Ägypten, ist schon einige Jahre in Wien, fühlt sich mit seiner Familie sehr wohl und preist Österreich in den höchsten Tönen.

„Herr Vollacher hat es tatsächlich geschafft“, sagt Cäcilie Trettner, die mit ihrer Nachbarin hinter dem Vorhang das Geschehen in der Gasse beobachtet und nicht daran glaubte, dass er sein Vorhaben tatsächlich realisiert. Zwar ist Vollacher nie ein Dampfplauderer gewesen, doch sie schätzt ihn doch eher als eher ängstlichen Menschen ein, der nicht auffallen will. Und plötzlich tanzt er so aus der Reihe.

„War doch gut, dass ich noch einen Apfelstrudel gebacken habe“, meint Johanna Mossinger, „das wird besonders die Kinder freuen. Mein Gott, sind die aber herzlich. So arme Würmchen.“

„Jetzt müssen wir aber etwas tun“, bestimmt Trettner entschlossen, „die haben sicher Hunger und sind hundemüde. Während ich Kaffee und Tee koche und den Tisch decke, holen Sie den Strudel. Für die Kinder habe ich Fruchtsaft im Haus.“

„Ich habe auch Kakao“, Johanna Mossinger scheint wie ausgewechselt, kein Spur mehr von Ängstlichkeit, „den bringe ich gleich mit.“

Im Gegensatz zu seinem Vater haben sein Sohn Abdullah und dessen Frau Faizah noch nie den Irak verlassen. Dementsprechend verloren, nahezu eingeschüchtert wirken sie als sie vor diesem großen, alten Kasten stehen. Die Eindrücke der letzten Wochen und Monate, und es waren nicht immer die Schönsten, sind für die beiden nur schwer zu verkraften.

Das ist mit Mosul, selbst als diese Stadt noch intakt war, nicht zu vergleichen. Im Gegensatz zu den Kindern, die keinerlei Scheu zeigen und allen voran die kleine Charda. In der Hand ihre neue Puppe, unter dem Arm den Ball, inspiziert sie mit großen Augen diese neue, unbekanntere Umgebung.

„Welcome“, begrüßt Vollacher die neuen Bewohner und bittet sie ins Haus.

„Sind Sie hier der Boss?“, fragt el-Khassari.

„Na ja“, versucht Vollacher zu erklären, „das nicht, aber ein Teil dieses Hauses gehört sozusagen mir. Ich habe hier eine Wohnung. Etwas schwierig zu erklären, ist auch nicht so wichtig. Sie und Ihre Familie haben jetzt ein Dach über dem Kopf, das zählt. Verstehen Sie?“

Mahmoud el-Kassari sieht ihn erstaunt an und fügt sich. Es gibt Schlimmeres in dieser Situation, in der sich er und seine Familie derzeit befinden. Vollacher entschuldigt sich für den kaputten Lift, als er sieht wie sich der alte Mann mühsam die Treppen hochschleppt.

Oben steht bereits das Empfangskomitee und erwartet die Gäste. Außer Atem hält sich der ehemalige Literaturprofessor am Geländer fest. Auch Murli hat sich zugesellt und beäugt neugierig die Neuankömmlinge. Diese Zweibeiner scheinen ihm zu gefallen, zumindest macht er keinen Buckel. Als die Kinder die Katze entdecken, sind sie sofort aus dem Häuschen. Wieder ist es Charda, die sich traut den Kater anzufassen und zu streicheln, was der sich natürlich gerne gefallen lässt.

Cäcilie Trettner bittet alle in ihre Wohnung. Im Wohnzimmer mit den alten Möbeln ist bereits der große Tisch, der für alle Platz bietet, festlich gedeckt. Selbst auf den massiven Kerzenleuchter hat sie nicht vergessen. Sie kann sich gar nicht mehr erinnern, wann sie an diesem Prunkstück zuletzt Kerzen entzündete. Sie bittet alle zu Tisch.

Zuviel für Faizah als sie diese Pracht sieht, die junge Frau beginnt haltlos zu weinen. Auch ihr Mann, dem die Strapazen der letzten Wochen und Monate ins Gesicht geschrieben sind, ist schwer gerührt, kämpft mit den Tränen. Bisher waren beide sehr zurückhaltend und haben nur gesprochen, wenn sie vom alten el-Khassari angesprochen wurden. Kurzerhand nimmt Abdullah Vollachers Hand und drückt sie ganz fest, spricht dabei auf Arabisch auf ihn ein, wovon der nur immer wieder *Allah* heraushört. Doch es müssen Dankesworte sein, die wiederum Vollacher an die Nieren gehen. So großartig war das nun auch wieder nicht, was er bisher getan hat, sagt er sich im Stillen. Trettner hat Faizah in den Arm genommen, versucht sie zu trösten und bietet ihr Platz an.

„Das ist ein ausgezogener Apfelstrudel“, preist Johanna Mossinger stolz ihre Mehlspeise an, „eine Wiener Spezialität.“

Es ist für alles gesorgt. Kaffee, Tee, Kakao, Fruchtsäfte, der Strudel und eine übervolle Schale mit unterschiedlichen Keksen, eine perfekte Kaffeejause.

Selbst die Kinder, auch Charada, wirken nun etwas verschüchtert und es bedarf mehrerer liebevoller Aufforderungen, dass sie zugreifen. Mossinger ist in ihrem Glück. Ihr Apfelstrudel, nach einem alten Rezept noch von ihrer Großmutter, findet allgemein großen Anklang und Bewunderung.

„Wie können wir Ihnen das jemals wieder vergelten“, sagt leise Mahmoud el-Khassari, „warum tun Sie das für uns? Sie kennen uns doch überhaupt nicht, wissen nichts von uns. Viele wollen uns gar nicht hier haben, doch Sie heißen uns willkommen. Warum?“

„Als wir uns vorhin kennen gelernt haben“, antwortet Eugen Vollacher, „zitierten Sie etwas sehr Schönes und Wichtiges. Sie sprachen vom Seil Gottes. Ich nehme an, dieser Satz stammt aus dem Koran. Das hat mir sehr imponiert. Es ist nicht wichtig, ob dieses Seil zu eurem Allah oder zu unserem Gott gehört. Hauptsache, dieses Seil ist vorhanden und wir wissen, wo wir uns anklammern können.“

„Sie sind ein weiser Mann, Herr Vollacher“, zeigt sich Mahmoud el-Khassari beeindruckt, „was waren Sie von Beruf?“

„Ich“, lacht Vollacher, „ich bin nicht weise. Ich war nur ein kleiner Finanzbeamter. Mehr nicht.“

„Wie heißt es in der deutschen Sprache“, denkt der alte Iraker nach, „...man soll nicht das eigene Licht unter den Scheffel stellen. Wissen Sie, wir haben auf unserer langen Reise auch Schönes erleben dürfen. Man schenkte uns Essen, gab uns zu trinken, wir bekamen Kleidung, ein paar Spielsachen für die Kinder wie diesen Ball. Nicht immer nur von Wohltätigkeitsorganisationen, viel von privaten Leuten. Natürlich wurden wir auch sehr oft abgelehnt, beschimpft, bespuckt, manchmal auch geschlagen. Aber dass man uns hier in dieses wunderbare Haus, in diese prachtvolle Wohnung von der Straße weg einlädt, das ist uns nie passiert.“

„Genießen Sie es einfach“, Cäcilie Trettner schenkt nach, teilt Kekse und Strudel aus. Auch ihr sind diese nahezu devoten Dankesbezeugungen etwas unangenehm. Durch welche Hölle müssen diese Menschen und die anderen die noch draußen unterwegs, irgendwo hängen geblieben sind, gegangen sein? „Jetzt bleiben Sie vorerst hier. Im Kabinett können die Kinder schlafen. Hier im Wohnzimmer habe ich Platz für die Eheleute. Das Sofa kann ich herausziehen. Und Sie, Herr Vollacher, können doch Herrn el-Khassari senior bei sich aufnehmen.“

„Selbstverständlich, kein Problem.“

„Und ich darf gar nichts beitragen?“, fragt Johanna Mossinger etwas eingeschnappt.

„Aber sicher, Sie stellen auch Ihr Bad zur Verfügung“, teilt Trettner ein, „bei so viel Leuten wird es vielleicht doch etwas eng.“

Mahmoud el-Khassari übersetzt und alle wirken rundum glücklich. Inzwischen sind auch Faizah und ihr Mann Abdullah mehr aufgetaut, trauen sich Fragen zu stellen. Murli fühlt sich auf seine alten Katertage besonders wohl. So viele Streicheleinheiten auf einmal gab es schon lange nicht.

„Mir fällt ein“, sagt Vollacher, „ich habe noch einige Matratzen am Dachboden. Fürs erste reichen die. Man muss sie nur gründlich säubern. Für die Kinder. Es können ja nicht alle in einem Bett schlafen.“

Der Nachmittag verging wie im Flug und es wurde noch ein langer Abend. Es gab so viel zu erzählen. Nach und nach kam das Schicksal dieser Familie zutage. Natürlich wollte sie so lange wie möglich in Mossul ausharren, doch irgendwann war der Punkt erreicht, wo nichts mehr ging und sie alles aufgegeben mussten, wenn sie am Leben bleiben wollten. Der Übermacht des IS und dessen Terror konnten sie auf Dauer nicht standhalten. Abdullah zeigt auf seinem Smartphone einige Fotos in der Runde her, die der Familie als Erinnerung an ihr altes Leben geblieben sind.

Schweren Herzens verkauften sie ihren gesamten Besitz weit unter Wert. Abdullah el-Khassari war im Irak ein angesehener Ölbaingenieur, seine Frau kümmerte sich um die Kinder und den Haushalt. Es war eine Liebesheirat und nicht arrangiert.

Nach und nach brach der Clan auseinander. Viele wurden getötet. Ein Cousin schaffte es bis nach Deutschland, wollte dafür sorgen, dass Abdullah mit dem kläglichen Rest der einstigen Großfamilie nachkommen konnte.

Die el-Khassaris vertrauten sich skrupellosen Schleppern an, die sie noch mehr schröpften, ihnen das Wenige, was ihnen noch geblieben war, abnahmen. Mehr als einmal waren sie akuter Lebensgefahr. Besonders auf dem stürmischen Mittelmeer, da das überfüllte, seeuntüchtige Boot dem Wellengang nicht gewachsen war. Der Motor fiel aus und es wurde manövrierunfähig. Jeden Augenblick drohte es zu kentern. Die Schwimmwesten, die sie vor dem Ablegen noch um teures Geld kauften, erwiesen sich als untauglich. Verbrecherische Händler drehten ihnen Westen an, die nur mit Schaumstoff gefüllt waren und sich sofort voll saugen, sobald sie mit Wasser in Berührung kamen. In der stürmischen See kippten etliche über Bord und ertranken hilflos. Endlich tauchte ein Schiff der Küstenwache auf, nahm die Nusschale ins Schlepptau und rettete die Schiffbrüchigen.

Doch die Odyssee sollte noch lange kein Ende finden. Durch die Türkei wurden sie zusammengepfercht in LKWs illegal Richtung Balkan gebracht. Über ihr Handy erfuhren sie auch von der Tragödie im burgenländischen Parndorf in Österreich, wo in einem Kühlaster einundsiebzig Flüchtlinge qualvoll erstickten. Daher hatten die el-Khassaris auch Angst vor diesem Land.

Schließlich landeten sie auf der berüchtigten Balkan-Route. In den einzelnen Staaten waren sie überhaupt nicht willkommen. An der ungarischen Grenze bekam auch Abdullah el-Khassari die Schlagstöcke von Orbans Polizei zu spüren. Bereitwillig zeigt er die Striemen und blauen Flecken auf seinem Oberkörper als er sich schützend vor seine Familie stellen wollte. Zu Fuß schafften sie es endlich über die Grenze nach Österreich. Streckenweise trug der Sohn den Vater, weil die Strapazen für den alten Mann zu viel geworden waren. Mit dem Zug kamen sie schließlich am Hauptbahnhof an, vorläufige Endstation für die Familie.

Natürlich fielen zuerst den Kindern die Augen zu. Nachdem sie gebadet hatten, wurden sie zu Bett gebracht und schliefen auf der Stelle ein. Nach langer Zeit endlich wieder in wohliger Wärme und geschützt. Ganz Gentleman überließen die Brüder ihren jüngeren Schwestern das Bett, nahmen mit den Matratzen vorlieb. Die Erwachsenen blieben noch eine Weile zusammen sitzen und der alte el-Khassari dolmetschte eifrig.

Zwar macht die Familie einen gesunden Eindruck, doch Vollacher bestand darauf, dass er seinen Hausarzt kontaktieren wird, damit alle, besonders die Kinder, untersucht werden.

Heute Morgen lädt Johanna Mossinger zum Frühstück in ihre Wohnung. Die drei alten Leute sprühen nahezu vor Elan. Danach wird Wäsche gewaschen und die Kleiderschränke durchgestöbert. Zumindest für die erwachsenen el-Khassaris findet sich einiges. Die drei Pensionisten entschuldigen sich mehrmals, dass es eben leider keine modischen Sachen sind

und sie auch nichts für die Kinder haben. Doch sie werden bei der Caritas und anderen Hilfsorganisationen Bekleidung organisieren.

Noch am Abend hat Vollacher klammheimlich die leerstehende Wohnung gegenüber von Johanna Mossinger aufgebrochen und sich umgesehen. Soweit er es beurteilen kann sind die Räume intakt, wenn auch völlig ausgeräumt und es gibt viel Platz. Hier finden sicherlich zwei Familien Unterschlupf ohne sich gegenseitig auf die Füße zu treten.

Der Arzt kam um vierzehn Uhr, nachdem ihm Vollacher ziemlich kryptisch am Telefon sagte, dass er derzeit ausländische Gäste beherberge, die von sehr weit hergekommen sind. Mehr verriet er dem Doktor nicht. Zwar konnte sich der Arzt mit diesen vagen Angaben noch keinen Reim darauf machen, was ihn erwartet, aber selbstverständlich war er sofort zur Stelle. Natürlich wusste er sofort, als er die el-Khassaris sah, was es geschlagen hat. Zum Glück sind alle gesund, wenn auch einigermaßen entkräftet, doch bei der liebevollen Fürsorge werden sie rasch wieder auf die Beine kommen. Für Abdullah verschreibt er eine Salbe, die rasch die Spuren der Prügelattacken tilgen wird.

Der junge Doktor hat erst vor einigen Jahren seine Praxis in der Marxergasse eröffnet, doch rasch das Vertrauen seiner Patienten in der Umgebung gewonnen. Daher haben sich Trettner, Mossinger und Vollacher abgesprochen und weihen ihn nun in ihren Plan ein. Aufmerksam hört ihnen Doktor Wollinger zu, schweigt danach einige Minuten bevor er breit zu grinsen beginnt.

„Leute“, meint er, „das nenne ich Eigeninitiative und ringt mir allergrößten Respekt ab. Da können einige, mich eingeschlossen, noch viel von euch lernen. Also, die medizinische Versorgung für die Leute übernehme ich, selbstverständlich kostenlos. In mir habt ihr einen Verbündeten, versprochen. Abgesehen von der allgemeinen Flüchtlingsproblematik wird es Zeit, dass endlich dieser *ImmoLuxury* und ihrem Kettenhund Klapacek das Handwerk gelegt wird. Mich nervt er ebenso, doch mit mir trauen sie sich nicht so herumzuspringen wie mit euch. Wenn schon der Staat versagt, dann muss man sich eben etwas einfallen lassen und Radau schlagen. Ich bin überzeugt, dass euch rechtlich nichts passieren wird, weil, sobald euer Vorhaben publik geworden ist, die Mehrheit der öffentlichen Meinung hinter euch stehen wird. Wir lassen uns ohnehin viel zu viel gefallen. Darum ist es umso bemerkenswerter, was ihr durchziehen wollt. Ältere Menschen, die sich eben nicht damit abfinden wollen und resignierend im Park die Tauben füttern. Ich kenne ein paar Leute, die dieser *ImmoLuxury* seit geraumer Zeit auf den Zahn fühlen. Macht weiter, ich bin rund um die Uhr erreichbar.“

Nachdem sich Wollinger verabschiedet hat, ist es Zeit den Kindern eine Überraschung zu präsentieren. Vollacher holt sie zu sich in seine Wohnung und präsentiert ihnen seinen Schatz, seine Eisenbahnanlage. Die Kinder kommen aus dem Staunen nicht mehr heraus. Das haben sie noch nie gesehen. Eine Miniaturwelt mit fahrenden Zügen, die richtig originale Geräusche von sich geben. Eine Dampflok schnauft den Berg hinauf, stößt dabei kleine Rauchwolken aus und pfeift. Berge, Tunnels, Straßen mit Autos; Häuser, in den Lichten brennen.

Jetzt gibt es keine Sprachprobleme mehr. Die Kommunikation klappt, wie es so schön heißt, mit Händen und Füßen. Dann erlaubt Vollacher dem Ältesten, Djamal, einen Zug in Bewegung zu setzen. Ungläubig sieht ihn der Junge an und es bedarf eines ermunternden Kopfnickens, dass sich Djamal traut. Natürlich wollen nun auch die anderen und wie könnte es anders sein, allen voran die kleine Charda. So viel Leben, Lachen, Freude und Begeisterung war schon lange nicht mehr in Vollachers Wohnung. Auch der Großvater und die Eltern gesellen sich dazu und ihnen ergeht es nicht anders als den Kindern. Das Staunen nimmt kein Ende.

Wie lange mag es wohl her sein, dass diese Menschen und vor allem die Kinder so unbeschwert sein konnten? Inzwischen wissen die el-Khassaris von Vollachers Plänen noch mehr Flüchtlingsfamilien in dieses Haus zu holen. Er hat ihnen auch schon die eine Wohnung gezeigt, die er widerrechtlich geöffnet hat.

„Aber wird das nicht erhebliche Probleme mit der Polizei und den Behörden auslösen?“, fragt besorgt Mahmoud el-Khassari besorgt, „Dann sind wir wieder die Leidtragenden, die zuerst hinausgeworfen und abgeschoben werden.“

„Niemand fliegt hier raus“, unterstützt Cäcilie Trettner ihren Mitstreiter Vollacher, „anfänglich waren weder ich noch Frau Mossinger von Herrn Vollachers Idee besonders begeistert. Aber je länger wir darüber nachgedacht haben, umso größer wurde unsere Zustimmung. Restlos überzeugt waren wir, dass es der richtige Weg ist und vor allem der einzige als Sie gestern mit Ihrer Familie angekommen sind. Natürlich ist es nicht legal, aber was bleibt uns denn anderes übrig, wenn wir im Regen stengelassen werden.“

„Dann haben Sie nur aus Mitleid gehandelt“, die Stimme des ehemaligen Literaturprofessors klingt enttäuscht. Dass auch Eigennutz, Egoismus und er mit seiner Familie für die eigenen Zwecke benutzt werden, verschweigt er lieber.

„Natürlich spielt es eine große Rolle, aber es geht um mehr, Herr el-Khassari. Wo ist denn dieses vereinte Europa, wenn es wirklich darauf ankommt? Wie jetzt mit den Flüchtlingsströmen. Sie und Ihre Leidensgenossen werden wie Schachfiguren hin- und hergeschoben. Kein Land will euch mit offenen Armen aufnehmen, lieber ist es allen, das gilt auch für Österreich, wenn ihr wieder verschwindet. Wohin ist egal, Hauptsache, ihr liegt uns nicht auf der Tasche. Das ist ein unerträglicher Eiertanz. Die Regierungen Europas sind mit dieser Völkerwanderung schlichtweg überfordert, obwohl damit zu rechnen war. Doch man schob es auf die lange Bank und nun wird die Rechnung offeriert. Die Crux dabei ist, dass die europäischen Staaten auch nur begrenzte Aufnahmekapazitäten haben. Außerdem seid ihr und alle anderen ein Bombengeschäft. Das beste Beispiel dafür ist die Türkei. Zuerst verlangten sie von der EU drei Milliarden Euro um die Flüchtlingsproblematik in ihrem Land in den Griff zu bekommen. Inzwischen kann es Erdoğan nicht unter acht machen. Wie weltfremd sind denn diese entscheidenden Politiker, die über diese unvorstellbaren Summen verfügen? Merken sie nicht, dass die Türkei die EU über den Tisch ziehen will? Ich weiß, was Sie jetzt denken, Herr el-Khassari. Wir benutzen Sie und Ihre Familie und alle anderen, die noch kommen werden, um unsere eigenen Probleme in diesem Haus mit dem Besitzer zu klären. Das stimmt auch in gewisser Weise. Jetzt haben Sie zumindest für eine Zeitlang eine gesicherte Bleibe, ebenso wie wir sie noch haben – die Betonung liegt auf *noch*.“

„Sie sind eine kluge und sehr ehrliche Frau, Frau Trettner“, sagt der ehemalige Literaturprofessor nachdenklich, „*manus manum lavat* heißt es in der lateinischen Sprache, eine Hand wäscht die andere. Wenn es allerdings zu Konfrontationen mit der Polizei und den Behörden kommt, bleiben wir passiv. Schließlich haben wir hier keinerlei Rechte und können jederzeit abgeschoben werden, wenn wir uns ungesetzlich verhalten. Wenn wir wieder zurück müssen, bedeutet das für mich und meine Familie den sicheren Tod. Wir wollen nur in Frieden leben. Meine Familie will sich eine neue Existenz aufbauen können, ich bin dafür schon zu alt. Was immer Sie vorhaben, wir unterstützen Sie so gut wir können.“

„Mir geht es um mehrere Dinge“, mischt sich nun wieder Eugen Vollacher ein, „ich will allen beweisen, dass es sehr wohl möglich ist, ein Haus in Selbstverwaltung zu führen. Wir drei sind zwar alt, aber wir können noch immer arbeiten, wenn man uns lässt. Und wir wollen arbeiten! Wenn jeder seinen Teil dazu beiträgt, dann können wir dieses desolate Haus wieder instand setzen. Auch mit geringen Mitteln. Wir möchten zumindest einem dieser zahlreichen Spekulanten das Handwerk legen oder zumindest in seine Schranken weisen.“

Und dass es möglich ist problemlos multikulturell zusammenzuleben. Wenn wir uns auf die zuständigen Stellen verlassen, sind wir bereits verlassen. Und ich baue auf die öffentliche Unterstützung und den Medienrummel, den wir bestimmt auslösen, der uns jedoch nur helfen wird.“

Dieses Mal nimmt Eugen Vollacher seinen neuen Mitbewohner Mahmoud el-Khassari mit. Der Iraker hat vor etwaigen Polizeikontrollen Angst, doch Vollacher beruhigt ihn. Zwei alte, ordentlich gekleidete Männer sind unverdächtig und fallen nicht auf. Dieses Mal ist das Ziel der Westbahnhof.

Während der Fahrt spricht Vollacher den ehemaligen Literaturprofessor auf die Diskrepanzen zwischen Schiiten und Sunniten an, von denen er absolut keine Ahnung hat, aber immer wieder davon hört und liest. El-Khassari bemüht sich den Konflikt mit einigen wenigen klaren Sätzen zu erklären ohne genauer auf die historischen Hintergründe einzugehen.

Natürlich darf es zu keinen Auseinandersetzungen unter den Flüchtlingen kommen, das wäre äußerst kontraproduktiv und würde das Projekt zu Fall bringen, bevor es noch richtig in die Gänge gekommen ist. Mahmoud el-Khassari plädiert dafür Familien auszuwählen. Alleinstehende Männer können zum Problem werden, wenn sie mit Frauen unter einem Dach leben. El-Khassari ist sehr westlich orientiert, kennt daher bestens die Unterschiede und weiß wie es um das Frauenbild in seinen Breiten bestellt ist.

Vollacher ist etwas von seinem ursprünglichen Plan abgewichen. Er wird nicht alle zehn freien Wohnungen belegen. Das wäre ein zu großes logistisches Problem. Schließlich müssen die Menschen versorgt werden. Zu dritt – Trettner, Mossinger und er – schaffen sie es eine Zeitlang zwei Familien durchzufüttern. Alles andere übersteigt ihre finanziellen Möglichkeiten. Zuerst muss sich alles einspielen, dann kann man erst richtig loslegen.

Nur in der einen Wohnung, die er bereits aufgebrochen hat, soll eine weitere Familie unterkommen. Sobald es sich herumgesprochen hat, wird sich eine Eigendynamik entwickeln und das Haus die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Etwas im Zweifel ist er, ob es tatsächlich so eine gute Idee ist, Punker und Sandler hereinzuholen.

Besonders gefällt Mahmoud el-Khassari, dass Cäcilie Trettner die Kinder unterrichten will und er bietet sich an mitzuhelfen.

„Wissen Sie“, sagt der alte Iraker, „wenn rund um Sie Bomben detonieren und Granaten einschlagen, haben Sie andere Sorgen als sich um Bildung zu kümmern. Es gibt großen Nachholbedarf.“

El-Khassari spricht mit einigen der Flüchtlinge während sich Vollacher abseits hält und beobachtet. Inzwischen vertraut er dem Mann voll und ist sich sicher, dass el-Khassari die richtige Wahl treffen wird. Nach einiger Zeit winkt der Literaturprofessor Eugen Vollacher zu sich und stellt ihm eine syrische Familie aus Damaskus vor, die vor Baschir al-Assad flüchtete. Das Schicksal der al-Fatwahdadis ist mit jenem der el-Khassaris nahezu ident, nur ereigneten sich diese Tragödien in zwei unterschiedlichen Staaten von denen heute nur mehr Trümmerhaufen übrig geblieben sind. Die Familie besteht aus der Mutter und ihren drei halbwüchsigen Söhnen. Ihr Mann ist im Mittelmeer kurz vor dem Erreichen der rettenden Küste ertrunken. Wie viele der Flüchtlinge konnte auch er nicht schwimmen.

Shadia und ihr Mann Ahmed waren in Syrien bekannte Blogger, die sich gegen das Assad-Regime auflehnten und schließlich Hals über Kopf mit ihren Söhnen im schulpflichtigen Alter fliehen mussten, nachdem sie von den *Shabihas*⁹ aufgespürt worden waren. Die vier machen

⁹ Arab. Geister; Assads Schläger-Milizen im Einsatz zum Aufspüren Oppositioneller

einen total verängstigten und fertigen Eindruck. Es ergeht ihnen wie den el-Khassaris einen Tag zuvor. Sie können das Angebot zuerst gar nicht glauben, doch dann begreifen sie diesen außerordentlichen Glücksfall und willigen dankbar ein.

Wieder geht es per Taxi zurück in die Marxergasse. Plötzlich wird Eugen Vollacher ziemlich mulmig als er vor dem Haustor eine Funkstreife parken sieht.

„Warten Sie“, sagt er und steigt aus, ruft mit seinem Handy Cäcilie Trettner an. Sein einziges Zugeständnis an die modernen Gegenwartstechnologien.

Erleichtert hört er von ihr, dass der Einsatz nichts mit ihren Aktivitäten zu tun hat. Später wird sich herausstellen, dass sich im Lokal gegenüber ein Zechpreller aus dem Staub machen wollte. Vollacher bezahlt die Fuhre und sieht zu, dass seine Leute rasch im Haus verschwinden. Dann atmet er erstmals kräftig durch. Die Erleichterung ist allgemein spürbar. Natürlich ist allen klar, was auf dem Spiel steht.

Die Spannung legt sich erst als alle in Trettners Wohnung sind. Wieder ist in Windeseile eine herrliche Kaffeejause auf den Tisch gezaubert worden.

„Die Bullen haben einen aus dem Lokal mitgenommen“, sagt Johanna Mossinger von ihrem Beobachtungsposten am Fenster, „jetzt hauen sie ab.“

„Aber, aber!“, Vollacher muss hellauf lachen, „Solche Worte aus Ihrem Mund! Also, Sie verwundern mich stets aufs Neue.“

Ebenso wie bei den el-Khassaris am Vortag brauchen Shadia al-Fatwahdadi und ihre Söhne einige Zeit bis sie Vertrauen fassen, bevor sie ein wenig mehr aus sich herausgehen. Die Traumata des Erlebten lassen sich nicht so leicht mit duftenden Kaffee und Tee und köstlichen Mehlspeisen aus dem Gedächtnis verbannen. Johanna Mossinger trumpft heute mit einem Nusskuchen auf, der wiederum bei allen höchstes Lob hervorruft. Die wenigsten Kontaktschwierigkeiten haben die Kinder. Sofort entsteht ein lebhaftes Palaver

Plötzlich stutzt Eugen Vollacher. Er hat immer noch feine Ohren. Ein Geräusch aus dem Kabinett irritiert ihn.

„Haben Sie das gehört, Frau Trettner?“, fragt er, „Das war doch was.“

„Ja, Sie haben Recht“, die pensionierte Volksschullehrerin lächelt, „wir haben noch zwei Gäste.“

„Was?“

Hat sie jetzt auch Flüchtlinge organisiert? Seine Frage erübrigt sich im gleichen Augenblick. Zwei Typen lehnen im Türrahmen.

„Hi, Leute!“, grüßt der Größere der beiden.

Tatsächlich lehnen zwei Punks im Türrahmen und mustern die Runde. Sie wirken ziemlich verschlafen, aber keineswegs unfreundlich.

Nachdem Vollacher mit dem alten el-Khassari aufgebrochen war, ging Cäcilie Trettner einkaufen und schaute auch im Bahnhof Landstraße, der in unmittelbarer Nähe der Marxergasse liegt, vorbei. Eigentlich gar nicht absichtlich, aber sie war schon lange nicht mehr in dieser Ecke.

Wie viele große Bahnhöfe ist auch dieser keine Ausnahme und ein Aufenthaltsort für menschliches Strandgut, das an den Rand der Gesellschaft gespült wurde, das keiner mehr haben will und sich angewidert wegdreht. Einige haben freiwillig diesen Weg gewählt, weil sie aus unterschiedlichen Gründen keinen Bock mehr auf ein sogenanntes geregeltes, bürgerliches Leben haben.

Die beiden Punks saßen am Boden beim Abgang zur Tiefgarage und schnorren um Kleingeld. Als Cäcilie Trettner an ihnen vorbei gehen wollte, bat sie einer um ein paar Cent. Die alte

Dame fragte sie, ob sie heute schon etwas gegessen haben und ob sie wissen, wo sie die Nacht verbringen werden. Damit hatten die jungen Männer nicht gerechnet. Meist wurden sie ignoriert, übersehen, manchmal auch als arbeitsscheues Gesindel und Schlimmeres beschimpft. Bis sie ein paar Euro in ihren Bechern sammeln konnten, vergingen oft Stunden. „Wir kommen schon über die Runden“, stotterte der Ältere verlegen, „nur ein paar Cent, bitte.“

Die alte Volksschullehrerin verließ sich auf ihre noch immer exzellente Menschenkenntnis und ihr Gefühl sagte ihr, diese Burschen dürften in Ordnung sein.

„Ich lade euch zum Essen ein und ihr hört mir zu. Danach gibt es noch für jeden von euch ein kleines Taschengeld extra.“

„Ey, Oma“, mischte sich nun der andere ein und erweist sich als der weitaus Frechere, „komm uns jetzt nicht mit irgendeiner Moralscheiße oder dem lieben Gott oder irgendeinem anderen Blabla. Darauf sind wir nicht scharf. Rück ein paar Münzen raus und einen schönen Tag.“

Nach dieser rotzigen Ansage brach aus ihr die Lehrerin durch.

„Mir ist es egal“, schnauzte sie die zwei an, „ich habe keinen Hunger. Aber ihr, das sehe ich euch doch an. Wohl schon die Sozial- und Notstandshilfe versoffen, verkifft oder sonst was damit gemacht.“

Die beiden Lederjacken mit den unzähligen Nietten darauf und den bunten Irokesenfrisuren sahen sie verdattert an. Abrupt drehte sich Trettner auf dem Absatz um und ging. Nach ein paar Metern wurde sie eingeholt und der Ältere entschuldigte sich für das rüde Benehmen seines Kumpels. Unbeirrt setzte die Lehrerin ihren Weg fort, suchte eines der zahlreichen Lokale in der näheren Umgebung auf, deutete den beiden Platz zu nehmen und sie folgten aufs Wort.

„Bestellt euch, was ihr wollt“, lud sie großzügig ein, „haut rein.“

Einige der Gäste sahen verstohlen zu diesem seltsamen Trio herüber. Wahrscheinlich wurde diese Oma insgeheim wegen ihrer missratenen Enkel bedauert. Nachdem sich alle drei gestärkt hatten, weihte Cäcilie Trettner ihre Gäste in das aberwitzige Vorhaben ein. Anfänglich glaubten die Punker, dass sie diese Oma pflanzen¹⁰ will. Nach und nach kapierten sie, es war tatsächlich ernst gemeint.

„Und wir dürfen tatsächlich bei Ihnen in diesem Haus wohnen?“, fragte der Jüngere, „Da ist doch ein Haken dran.“

„Es ist so, wie ich es euch gesagt habe. Wir wollen, dass ihr uns vor einem eventuellen Sturm der Bullen schützt. Ihr kennt das. Ihr geht doch auf Demos, kennt euch aus, wenn es um Krawall geht. Wisst sicherlich wie man ein Haus besetzt. Oder ihr habt dafür die richtigen Leute an der Hand. Sehe ich doch immer im Fernsehen. Wir wollen zumindest ein paar Flüchtlingen helfen, aber wir denken auch an uns. Wenn es schiefgeht, sitze ich mit meinen Nachbarn vielleicht schon in ein paar Wochen ebenfalls auf der Straße, da keiner von uns freiwillig in ein Altenheim gehen wird. Und ihr habt auch etwas davon, ihr müsst nicht mehr betteln und euch keine Sorgen mehr um einen Schlafplatz machen.“

„Wir haben aber kein Geld“, blieb der Jüngere ehrlich, „und wir verdienen auch nichts.“

„Ja und? Habe ich ein Wort von bezahlen gesagt? Ihr seid jung, habt zwei gesunde Hände. Also könnt ihr mit anpacken. Es gibt genug zu tun. Ihr müsst auch nicht gratis arbeiten. Was ist nun? Seid ihr dabei?“

Die jungen Männer sahen sich einen Moment lang an, dann willigten sie ein.

„Hand drauf“, Cäcilie Trettner streckte ihnen die Hand entgegen und sie schlugen ein. Ehe sie sich versah, drückten sie ihr links und rechts ein Busserl auf die Wange, was die alte Frau doch ein wenig verlegen machte.

¹⁰ Jemanden hinters Licht führen; auf den Arm nehmen

„Ach ja“, Trettner gab nun wieder unmissverständlich zu verstehen, wer die Chefin ist, „solange ihr bei uns seid, keine Drogen und Saufgelage. Und ich will auch keine Graffitis an den Wänden sehen. Haben wir uns verstanden? Wenn ihr euch nicht daran hält, fliegt ihr sofort wieder raus. Haben wir uns verstanden?“

„Geht klar. Wie dürfen wir sie nennen?“, wollte der Ältere wissen.

„Ich bin Oma Cäcilie, das genügt. Und wer seid ihr?“

„Ich bin Rotten¹¹“, stellte er sich vor, „und das ist Sid.“¹²

„Komische Namen“, meinte Trettner, „oder sind das eure Spitznamen?“ Plötzlich tippte sie sich an die Stirn. „Ich bin blöd! Klar, ihr steht auf die *Sex Pistols*! Aber die könnt ihr doch gar nicht mehr gekannt haben, dafür seid ihr doch zu jung. Ich stehe eher auf Campino und die *Toten Hosen*.“

Den beiden klappten endgültig die Kinnläden herunter. Was war das für ein Tag? Zuerst dieses Angebot und die Oma wusste noch dazu über Punkmusik Bescheid! Wer sollte sich da noch auskennen? Wenn sie ein Fan von dieser Volksmusikkacke wäre – gut, das entspräche ihrem Alter.

„Was glotzt ihr denn so?“, Cäcilie Trettner lächelte, „Ich war auch einmal jung. Und ich war einmal Lehrerin. Und wer seid ihr? Was hat euch nach Wien verschlagen? Das höre ich an eurem Dialekt.“

Es machte keinen Sinn, der Alten etwas vorzumachen. Sie würde es umgehend durchschauen. Besser Farbe bekennen bevor sie von selbst dahinter gekommen wäre. *Rotten* heißt tatsächlich Bernhard Öllinger und stammt aus der Nähe von Langenwang in der Steiermark. Sein um zwei Jahre jüngerer Freund, der achtzehnjährige Klaus Bredlinger stammt aus der gleichen Ortschaft. Beide sind Schulabbrecher, verdingten sich zweitweise als Hilfsarbeiter. Dann erste Probleme mit dem Gesetz: Kleinere Ladendiebstähle, Autos knacken und sie kamen mit Drogen in Berührung. Es folgte, was kommen musste, Jugendstrafen und Gefängnis. In Langenwang und später in Graz wurde ihnen der Boden zu heiß. Daher trampften sie nach Wien, wo sie derzeit hängen geblieben sind. Cäcilie Tretter hörte sich ihre Geschichten an, zeigte aber nicht, dass sie von der Ehrlichkeit der zwei beeindruckt war.

Da ist eben einiges in diesen jungen Leben schief gelaufen, aber deswegen noch lange kein Grund über sie den Stab zu brechen oder Angst vor ihnen haben zu müssen. Man muss ihnen nur die Hand reichen ohne ihnen das Gefühl zu geben sie gängeln zu wollen, dann finden sie sicherlich den richtigen Weg.

„Wo habt ihre eure Sachen?“, fragte die alte Lehrerin, „Oder ist das alles, was ihr am Leib trägt?“

„Unser Zeug liegt in Schließfächern am Bahnhof“, antwortete Rotten, „es sind nur zwei Rucksäcke.“

„Gut. Dann holen wir sie und verschwinden.“

Beinahe stritten sich Rotten und Sid, wer Trettners Einkaufstasche auf dem Heimweg tragen wird. Nachdem sie in der Wohnung der Lehrerin ausgiebig geduscht hatten, legten sie sich erstmal aufs Ohr.

¹¹ Johnny Rotten (eig. John Joseph Lydon, geb. 1956), Brite, Sänger der *Sex Pistols*; die Band war eine der Ikonen der Punkmusik.

¹² Sid Vicious (eig. John Simon Ritchie 1957 – 1979); Brite, Bassist der Band; nachdem im Oktober 1978 in einem Zimmer des legendären Chelsea-Hotels in New York seine Freundin Nancy Spungen erstochen aufgefunden wurde, geriet er unter Mordverdacht. Schließlich wurde er auf Kautionsfreilassung und im gleichen Hotelzimmer setzte er sich den Goldenen Schuss.

Nun steht Rotten im Türrahmen und sieht sich diesen bunt zusammengewürfelten Haufen näher an. Auch Sid hat sich hinzugesellt.

„Wollt ihr euch nicht zu uns setzen?“, fordert sie Cäcilie Trettner lächelnd auf, „Das Haus ist zwar desolat, aber noch muss es nicht gestützt werden. Greift zu und lasst es euch schmecken.“

Der Reihe nach stellt sie ihnen die Leute vor. In diesem Kreis wirken die Punker mit ihren bunten Irokesenfrisuren ziemlich exotisch, aber niemand ist abweisend zu ihnen, eher etwas reserviert und abwartend. Auch Rotten und Sid ergeht es nicht anders. Sie fühlen sich zwar nicht unwohl, aber auf der Straße und unter ihresgleichen geht es ein wenig lockerer zu. Aber sie erinnern sich, dass sie irgendwann Tischmanieren gelernt haben und reißen sich zusammen. Schließlich mussten sie sich vorhin in dem Lokal auch gesittet benehmen. Prompt klatscht ein Stück Kuchen auf das blütenweiße Tischtuch. Sid murmelt etwas von Entschuldigung, aber Trettner meint nur, halb so schlimm. Außerdem gibt es eine Waschmaschine.

Auch den arabischen Gästen sind die Burschen etwas suspekt. Wieder ist es die kleine Chara, die keine Scheu zeigt und besonders von den hoch aufstehenden, bocksteifen, bunten Haaren fasziniert ist. Kurzerhand deutet sie den beiden ob sie die Frisuren angreifen darf, was ihr selbstverständlich nicht abgeschlagen wird. Wieder ist es das Kind, das problemlos die steife Atmosphäre im Handumdrehen auflockert.

Eugen Vollacher übernimmt nun wieder das Zepter.

„Da war unsere verehrte Frau Trettner aber flott“, sagt er, „ich nehme an, die beiden Herren wissen über unsere Lage Bescheid.“

„Oma Cäcilie hat uns bereits eingeweiht“, bestätigt Rotten und Vollacher hebt amüsiert die Augenbrauen als er erstmals den neuen Namen für seine Schicksalsgefährtin hört, „wir machen mit und können sicher einige Leute für den Widerstand organisieren.“

„Meinen Sie die Anarchos vom *Schwarzen Block*? Darüber liest man doch immer in der Zeitung und dass diese Leute extrem gewaltbereit sind.“

„Alles halb so wild“, besänftigt lachend Sid den besorgten Eugen Vollacher, „der Schwarze Block existiert in diesem Sinne gar nicht. Das ist eine Erfindung der Medien. Vielmehr ist es eine Demo-Taktik, indem wir alle dunkel gekleidet und ver mummt sind. So können uns die Bullen ziemlich schwer auseinanderhalten, wenn es Randalen gibt.“

„Und Sie würden uns helfen, uns beschützen“, tastet sich Vollacher weiter vor, „sollten wir tatsächlich rausgeschmissen, delogiert werden?“

„Klar, machen wir das“, Rotten greift nach einem weiteren Stück Kuchen, „aber wir zwei sind zu wenig. Da müssen wir schon noch ein paar Leute auftreiben.“

„Wie viele brauchen wir?“, will es nun auch Johanna Mossinger genau wissen.

„An die dreißig reichen“, meint Rotten, „da lässt sich schon ziemlich Rabatz machen.“

„Aber keine Gewalt, keine Provokationen“, mahnt Trettner mit erhobenem Zeigefinger, „wir erklären das Haus für besetzt. Und wenn es geräumt wird, dann leisten wir nur passiv Widerstand. Dann müssen sie uns hinaustragen.“

„Geht in Ordnung, Oma Cäcilie“, erklärt sich Rotten einverstanden und Sid nickt zustimmend, „aber dafür müssen wir erst die Leute zusammentrommeln. Können alle in dem Haus unterkommen?“

„Klar“, bestätigt Vollacher, „Platz ist genug. Aber wir können euch nicht bezahlen.“

„Wir haben eine Unterkunft, bekommen zu essen und trinken“, entkräftet Rotten Vollachers Bedenken, „wir und unsere Leute machen das, weil wir uns mit euch solidarisch erklären. In dieser Stadt steht so viel Wohnraum leer, bleibt ungenutzt, verrottet und damit wird wild

herumspekuliert. Das geht uns gehörig auf den Sack. Darum lassen wir uns darauf ein. Diesen Arschlöchern, die sich mit euch krumm und deppert verdienen, gehört endlich ein Riegel vorgeschoben. Und die nächsten Leidtragenden, die überhaupt nichts für ihre katastrophale Lage können, sitzen hier ebenfalls am Tisch. Mit denen spielt man ebenso ein böses Spiel. Keiner will sie haben. Das stinkt uns alles. Auch uns will keiner, weil wir revoltieren. Oma Cäcilie hat schon Recht, wir sind zu jung für die Punkbewegung damals. Aber das ist unsere Form des Protests, wie der Staat Menschen behandelt. Darum haben wir uns dafür entschieden, damit wir uns von den Gleichgebürsteten und Gleichgeschalteten auf jeden Fall einmal optisch unterscheiden. Okay, Sid und ich haben bisher genug Scheiße gebaut und es wird wahrscheinlich noch einige hinzukommen, aber wir gehen weiter unseren Weg und lassen uns von nichts und niemanden verbiegen.“

„Ich bin zwar mit Ihrer Kleidung nicht einverstanden und sie gefällt mir gar nicht“, spricht nun erstmals wieder mit leiser Stimme Mahmoud el-Khassari, „aber was sagt Stoff oder Leder oder Fell über einen Menschen tatsächlich aus? Nichts... Dafür gefallen mir Ihre Worte umso mehr. Während unserer langen Odyssee habe ich einige engagierte Menschen wie Sie getroffen, aber...“.

Er wird vom heftigen Klingeln der Türglocke unterbrochen.

„Wenn das der Klapacek ist“, murmelt Cäcilie Trettner, „dann wird es resch.“

„Erwarten Sie noch jemand?“, fragt Vollacher.

„Nicht dass ich wüsste.“

Sie schlurft hinaus ins Vorzimmer, blickt durch den Spion und wird bleich. Zwei Polizisten stehen vor der Türe. Trettner löst die Sperrkette und öffnet die Türe.

„Ja, bitte?“

„Frau Trettner?“, fragt der Beamte und vergewissert sich nochmals mit einem Blick auf das Namensschild.

„Ja. Worum geht es?“

„Dürfen wir eintreten?“, ersucht seine Kollegin, „Das muss nicht unbedingt am Gang besprochen werden.“

„Ja, bitte, kommen Sie weiter“.

Cäcilie Trettner muss sich sehr zusammenreißen, damit die Polizisten nicht merken wie aufgeregt sie ist. Geistesgegenwärtig deutet Vollacher im Wohnzimmer ruhig zu sein. Trettner führt die Polizisten in die Küche.

„Was will die Polizei von mir?“

Vollacher ist zur Türe geschlichen und wechselt die Farbe als er das Wort *Polizei* hört. Irgendwer muss sie verpiffen haben. Doch wer? Schlagartig kommt ihm in den Sinn, es kann nur dieser Taxifahrer gewesen sein als er die al-Fatwadahdis herbrachte. Es war ein einheimischer Fahrer, der die gesamte Zeit über äußerst missmutig und sauer wirkte. Er legt nochmals seinen Zeigefinger an seine Lippen und die Leute verstehen. Auch die Kinder verhalten sich mucksmäuschenstill.

Die Polizisten stellen sich als Revierinspektor Erwin Iffenhofer und Inspektorin Gerda Daller vor.

„Frau Trettner“, klärt Iffenhofer die alte Frau auf, „wir haben einen anonymen Hinweis erhalten, dass sich in diesem Haus Illegale aufhalten sollen.“

„Da hier offenbar nur mehr drei Wohnungen bewohnt sind“, setzt seine Kollegin fort, „aber in den beiden anderen niemand zu Hause zu sein scheint und die übrigen leer stehen, sind wir zu Ihnen gekommen. Können Sie uns dazu etwas sagen?“

„Der Hinweisgeber sagte, ein Mann wäre mit arabisch aussehenden Leuten in dieses Haus gegangen“, ergänzt der Revierinspektor.

Jetzt ist guter Rat teuer. Leugnen ist ziemlich sinnlos, die Polizisten bestehen sicherlich darauf sich umzusehen. Also ist es besser gleich mit der Wahrheit herauszurücken.

„Ja, ich habe Gäste, aber die sind bestimmt nicht illegal. Drüben im Wohnzimmer“, prescht sie vor und hofft den Beamten auf diese Art den Wind aus den Segeln zu nehmen, „kommen Sie mit, sehen Sie selbst.“

Angriff ist die beste Verteidigung. Die Polizisten sehen sich kurz an.

„Gut.“

„Dann folgen Sie mir.“

Kurz entschlossen geht Cäcilie Trettner vor. Als die Polizisten das Wohnzimmer betreten, erstarren alle. Selbst die kleine Charda wirkt durch die Uniformen eingeschüchtert und sucht Schutz bei ihrer Mutter.

„Ich nehme nicht an“, ist nun Cäcilie Trettner voll in Fahrt, „dass es illegal ist für einige Leute eine Jause zuzubereiten, oder? Ja, diese bedauernswerten Menschen sind Flüchtlinge. Wir haben sie am Bahnhof aufgelesen, geben ihnen zu essen und sie können hier, wie es sich für zivilisierte Menschen gehört, ordentlich duschen, ein Bad nehmen und in einem Bett schlafen. Ich glaube nicht, dass es ungesetzlich ist.“

„Nein“, Iffenhofer ist ziemlich verunsichert, „aber...“.

„Aber was?“, die ehemalige Volksschullehrerin dreht voll auf, „im Grund muss uns der Staat dankbar sein, dass wir ihn hier zumindest ein bisschen entlasten, oder nicht? Wir tun niemanden etwas und die ebenso nicht. Wo ist das Problem?“

Cäcilie Trettner fertigt die Polizisten wie zwei schlimme Schulkinder ab.

„Und wer sind die beiden?“, Iffenhofer zeigt auf Rotten und Sid.

„Das sind meine Enkel“, springt Johanna Mossinger augenblicklich in die Bresche, „die beiden Lümmel besuchen ihre Oma viel zu selten.“

Vor Aufregung über ihren eigenen Mut bekommt sie dabei knallrote Ohren.

„Wollen Sie vielleicht auch eine Tasse Kaffee und ein Stück Kuchen?“, versucht Vollacher die für alle Beteiligten heikle Situation weiter zu entschärfen.

„Danke, sehr nett“, drückt der Revierinspektor herum, „aber wir sind im Dienst.“

„Ist ja kein Alkohol“, gibt Eugen Vollacher nicht nach.

Wieder zieht die kleine Charda alle Aufmerksamkeit auf sich. Mit ihrem strahlenden Lächeln wickelt sie die Polizisten um den Finger. Ihnen bleibt gar nichts anderes übrig als die Kleine mit ihrem gewinnenden Wesen zu mögen. Charda begreift sehr wohl, dass hier etwas nicht in Ordnung ist. Kurzerhand stellt sie sich vor die Inspektorin.

„Charda“, tippt sie sich an die Brust, „du?“

„Gerda“, die Polizistin geht in die Hocke, „ich bin Gerda und du bist Charda.“

„G-e-r-d-a“, wiederholt die Kleine.

Flugs schnappt sie sich ihren Kuchenteller und bietet ihn der Inspektorin an.

„Gut“, sagt Charda und nickt dabei freudig.

Natürlich macht sie dem Mädchen die Freunde und langt zu, bestätigt, dass diese Mehlspeise wirklich köstlich ist. Ihr Kollege tippt sie an.

„Sollten wir...?“

„Entschuldigen Sie uns für einen Augenblick“, sagt Daller in die Runde, gibt ihrem Kollegen einen Wink und sie verlassen das Wohnzimmer.

„Wir müssen doch die Papiere kontrollieren“, flüstert Iffenhofer, „wenn die überhaupt welche haben. Das ist doch offensichtlich, dass hier etwas faul ist.“

„Und wen stört es? Kreuz und quer irren derzeit in Europa Abertausende herum und bei vielen ist sicher einiges nicht koscher. Da drin sitzen ein paar Leute, freuen sich, dass sie die Scheiße zumindest teilweise hinter sich haben, hoffen auf eine bessere Zukunft. Plötzlich tauchen wir auf, weil irgendein Wichtigtuer, Rassist, Fremdenhasser, was weiß denn ich, sich

aufplustern muss, und wir müssen dem nachgehen. Das haben wir auch getan, aber nichts Ungesetzliches entdecken können.“

„Ja, aber, die eine Wohnung unten. Das schaut mir sehr nach aufgebrochen aus.“

„Schau dir doch diese Bruchbude an, Erwin. Da wird doch seit Jahren nur mehr das Notwendigste repariert. Wer immer diese Hütte besitzt, spekuliert damit. Das sieht doch ein Blinder. Willst du jetzt wegen der aufgebrochenen Wohnungstüre das volle Programm auffahren lassen? Und am Ende kommt nichts dabei heraus. Vergeudete Zeit, verplemperte Ressourcen, verschwendetes Steuergeld.“

„Aber irgendetwas müssen wir tun“, bleibt der Revierinspektor stur.

„Ja, hineingehen und denen sagen, alles in Ordnung und weiterhin viel Spaß. Hast du die Kinder gesehen? Selbst wenn etwas mit den Leuten nicht passen sollte, löst es damit die Flüchtlingsproblematik? Willst du indirekt mitverantwortlich sein, wenn diese Charda und die anderen abgeschoben werden sollten? Du hast auch zwei Kinder und ich habe ein Mädchen, ein klein wenig älter als die Kleine. Sehen wir nicht genug Dreck jeden Tag? Sollten wir nicht dankbar sein, dass unsere Kinder gesichert und behütet aufwachsen können?“

„Komm“, fordert Iffenhofer seine Kollegin auf. Die Kopfwäsche hat ihre Wirkung nicht verfehlt. „Du hast Recht. Anscheinend hat sich irgendwer bemüßigt gefühlt sich aufspielen zu müssen. Wie wir uns überzeugen konnten, ist alles in bester Ordnung. Entschuldigen Sie die Störung. Bemühen Sie sich nicht, Frau Trettner, wir finden alleine raus.“

Charda winkt der Inspektorin nach und die erwidert natürlich den Abschiedsgruß. Als die Tür ins Schloss gefallen ist, atmet Eugen Vollacher tief durch.

„Das war jetzt verdammt knapp“, dann wendet er sich Cäcilie Trettner zu, „Sie waren souverän, wirklich Spitzenklasse.“

„Was hätte ich sonst tun sollen?“

Selbstverständlich hat Mahmoud el-Khassari mitbekommen, was gerade abgelaufen war und übersetzt. Irgendwie sitzt den Erwachsenen doch der Schrecken in den Knochen. Bis auf Rotten und Sid.

„Freundliche Bullen“, grinst Rotten, „das gibt es also auch.“

„Und wir haben jetzt zwei Omas“, wirft Sid ein.

Allmählich löst sich die Anspannung und die fröhliche Stimmung kehrt wieder zurück.

„Ich sehe das als Schuss vor den Bug“, sagt plötzlich Rotten, „wir müssen auf der Hut sein. Diese Bullen waren zwar okay, aber ich traue keiner Uniform über den Weg. Da kommt etwas nach, das spüre ich. Da sind Sid und ich einer Meinung. Daher müssen wir rasch handeln, wenn wir dieses Projekt durchziehen wollen.“

„Was schlägt ihr vor?“, fragt Vollacher.

„Wir organisieren unsere Leute. Einige können sicherlich heute noch herkommen, sofern sie dürfen.“

„Na sicher“, zeigt sich Cäcilie Trettner weiterhin kampfeslustig, „sonst könnten wir doch gleich alles wieder abblasen.“

„Gibst hier WLAN? WhatsApp?“

„Was?“

„Okay, verstehe“, meint Sid, „technische Steinzeit. Rotten, wir gehen runter. Unten an der Ecke ist ein *Starbucks* mit gratis WLAN.“

„Ah, ihr habt Handys.“

„Logo“, lacht Rotten, „manchmal fallen diese Dinger zufällig von einem LKW herunter. Komm, Sid, auf geht's.“

Rotten und Sid sind bestens vernetzt. In kaum einer halben Stunde schaffen sie fünfzehn Leute aufzustellen. Dabei gehen sie jedoch äußerst gewissenhaft vor, wählen nur jene aus, die sie länger und sehr gut kennen, die verlässlich sind und nicht gewaltbereit. Zwar haben Rotten und Sid kein Problem Ziegel und Steine gegen Bullen zu schleudern, aber sie haben es Oma Cäcilie und den anderen im Haus versprochen: Keine Gewalt. Es gibt auch andere Methoden ein Haus für eine Zeitlang zu besetzen. Außerdem tragen sie ihren Leuten auf, die Schnauze zu halten. So eine Aktion spricht sich in der Szene rasch herum und plötzlich stehen sämtliche unkontrollierbare Chaoten, denen es nur um die pure Auseinandersetzung und Zerstörung geht, auf der Matte.

Bis achtzehn Uhr sind es bereits zweiundzwanzig junge Leute, die sich im Haus tummeln. Rotten und Sid bereiten die Besetzung generalstabsmäßig vor. Keine Gruppen, maximal zu zweit dürfen sie in das Haus, immer in unterschiedlichen Zeitintervallen, kein Aufsehen erregen. Ein Teil der Leute nistet sich in der aufgebrochenen Wohnung ein, andere haben ihre Schlafsäcke und Isomatten in den Gängen ausgebreitet.

Eugen Vollacher hat das Kommando übernommen und er wird von allen als Anführer akzeptiert. Seine Adjutanten sind Rotten und Sid.

Auf dem Dachboden lagert genügend Gerümpel, das sich hervorragend zum Verbarrikadieren und Barrikadenbau eignet. In jedem Stockwerk werden Wachen postiert. Noch bleibt alles ruhig. Bisher hat noch niemand mitbekommen, was in diesem Haus vor sich geht. Gegen Mitternacht sind noch weitere zehn Personen eingetroffen. Jetzt ist die Truppe vollzählig. Cäcilie Trettner, Johanna Mossinger, die beiden Flüchtlingsfrauen und einige hinzugekommene Mädchen kümmern sich um die Versorgung. Es klappt wie am Schnürchen. Die Solidarität untereinander, der Zusammenhalt über sämtliche kulturellen und religiösen Unterschiede funktioniert hervorragend ohne jegliche Standesdünkel und Eitelkeiten.

Im Regelfall taucht Hausverwalter Klapacek einmal pro Woche auf und macht sich wichtig. Die Tage bis zu seinem nächsten unerwünschten, unangekündigten Besuch gilt es zu nützen. Eugen Vollacher plündert sein Sparbuch, auch Johanna Mossinger und Cäcilie Trettner steuern anständig dazu bei. Lebensmittel werden eingekauft und gehortet, Mineralwasser und Fruchtsäfte eingelagert. Vollacher klappert die Baumärkte ab, kommt mit Propangaskochern und starken Taschenlampen zurück. Sobald die Besetzung publik geworden ist, müssen die Leute damit rechnen, dass zuerst Gas, Strom und Wasser abgedreht werden. Doch sie sind gerüstet, können sicherlich einer längeren Belagerung standhalten. Dass sofort die Polizei zum Sturm ansetzt, ist eher auszuschließen. Vorher wird einmal verhandelt werden.

Die Leute, die Rotten und Sid organisiert haben, verhalten sich vorbildlich. Sicherlich zwitschern sie zwischendurch ihre Bierchen, aber niemand betrinkt sich. Sie packen überall mit an, wo Not am Mann ist ohne extra dafür aufgefordert werden zu müssen. Manche verziehen sich auch in eine ruhige Ecke, bauen sich einen Ofen und dröhnen sich zu. Anfänglich passt das besonders Cäcilie Trettner überhaupt nicht, aber Vollacher hält sie zurück, meint, die machen das nicht zum ersten Mal und wissen schon, was sie tun. Johanna Mossinger muss man zwar erst erklären, was ein Joint ist, aber sie findet den Geruch sehr angenehm.

Die el-Khassaris und die al-Fatwadahdis verstehen sich prächtig, obwohl wie sich inzwischen herausgestellt hat, Mahmoud el-Khassari mit seiner Familien zu den Schiiten und Shadia mit ihren Söhnen zu den Sunniten gehört. Überhaupt spielt Religion bei diesen Flüchtlingen kaum eine Rolle. Manchmal liest der alte Iraker in einer ruhigen Minute im Koran, aber mehr nicht. Viel lieber stöbert er in den Büchern von Trettner, Mossinger und Vollacher.

Besonders bei der ehemaligen Volksschullehrerin wird er fündig, findet die Literatur, die er vor langer Zeit seinen Studenten näher gebracht hatte. Liebevoll und voller Wehmut streicht er über die Buchrücken.

Die Kinder sind glücklich, das ist ihnen anzusehen. Jeder hat sie gern, alle beschäftigen sich mit ihnen. Langeweile kommt nicht auf. Dafür fallen sie abends todmüde in ihre Betten und auf ihre Matratzen. Ein paar der Obdachlosen haben Hunde dabei, was natürlich zusätzlich für Unterhaltung sorgt. Nur Murli ist ziemlich sauer. So viel Trubel ist er nicht gewöhnt. Daher verzieht er sich lieber auf seinem Stammplatz beim Ofen. Zwar wäre er neugierig, was die Zweibeiner so treiben, aber die Hunde gehen ihm schwer auf die Nerven.

Die drei alten Leutchen haben sämtliche Wehwehchen vergessen. Dafür ist schlicht keine Zeit. Dieses wahnwitzige Projekt ist für sie zu einem wahren Jungbrunnen geworden.

So weit sind sämtliche Vorbereitungen abgeschlossen. Heute werden noch Transparente aus Leintüchern zusammen genäht und mit Parolen besprüht, die morgen Früh aus den Fenstern gehängt werden.

„Das hätte ich gerne auf meinem Transparent stehen“, Johanna Mossinger hält Rotten einen Zettel hin, „machst du das für mich?“

„Klar.“

Dann sieht er erst genau auf den Wisch.

„Was heißt das denn?“

„Wieso? Kannst du am Ende nicht lesen?“

„Doch, aber das nicht.“

„Na, so eine Sauklaue habe ich aber auch wieder nicht“, klingt Mossinger ein wenig beleidigt,

„das heißt IMMOLUXURY = MAFIA.“

„Okay. Aber was ist das für eine Schrift?“

„Kurrent, warum? Hast du das nicht in der Schule gelernt?“

„Ku...was? Nein, ich kann nur Latein schreiben und lesen. Und dieser *Immoluxury* gehört dieses Haus?“

„Ja, leider. Und nicht nur dieses. Diesen Verbrechern gehört schon halb Wien. Und überall wollen sie die Leute raus ekeln.“

„Und keiner ist denen bisher auf die Zehen getreten?“

„Wie denn? Soweit wir wissen, verfügen die über beste politische Kontakte.“

In großen neongelben Buchstaben sprüht Rotten die Parole auf den Stoff und Mossinger sieht ihm begeistert zu wie locker er mit der Spraydose umgeht.

Das hat die Marxergasse noch nicht erlebt. Am frühen Morgen, als kaum noch Leute unterwegs waren, wurden die Transparente an den Fenstern montiert.

Jetzt kann jeder lesen „*Immoluxury = Mafia*“, „*Widerstand!*“, „*Wir lassen uns nicht vertreiben!*“, „*Wir lassen uns nicht entsorgen! Wir sind kein Müll!*“, „*Wir bleiben!*“, „*Hier bringt uns keiner raus!*“.

Damit es auch ja niemand übersieht sorgt die akustische Untermalung für nötige Aufmerksamkeit. Einer der Jungs organisierte zwei Riesenboxen, die nun in zwei Fenstern stehen und erwies sich als geschickter, findiger Bastler, koppelte die Lautsprecher mit Mossingers CD-Player. Nun dröhnen *The Clash* mit „*Should I Stay Or Should I Go*“ lautstark in die Marxergasse hinunter, danach wird Iggy Pop sein „*Passenger*“ röhren, die *Sex Pistols* mit Johnny Rotten „*Anarchy In The U.K.*“, dann *The Ramones* und schließlich Cäcilie Trettners Favoriten, die *Toten Hosen* mit „*Tage wie diese*“.

Vor dem Haus bilden sich bereits erste Grüppchen von Schaulustigen, die interessiert auf das Haus blicken und darauf warten, dass etwas passiert. Doch es bleibt ruhig und friedlich. Dafür sind erste Kommentare zu hören.

„Sicher wieda so a arbeitsscheues G’sind’l!“ „Oda de Asylanten! De haumma braucht!“ „De soin endlich den H.C.¹³ mit de Pülcher auframa loss’n!“

Die üblichen blöden Standardsprüche des Mobs. Inzwischen hat sich in der Marxergasse ein Verkehrsstau gebildet, ein wildes Hupen setzt ein. Alles steht, nichts geht mehr. Der Verkehrsfunk meldet, dass die Auswirkungen des Staus immer größere Dimensionen annehmen. Erstmals wird auch eine mögliche Hausbesetzung öffentlich genannt.

Im Haus lässt sich keiner der Besetzer an den Fenstern blicken. Vielmehr laufen die Radios und Fernseher, aber bisher kamen, bis auf die Verkehrsbehinderungen, noch keine Meldungen. Der Überraschungseffekt ist jedenfalls fürs erste gelungen. Die Ansammlung der Neugierigen vergrößert sich. Darunter sind etliche, denen der Name *ImmoLuxury* sehr wohl ein Begriff ist, da sie selbst von den Machenschaften dieser Immobilienfirma betroffen sind. Durch die Menge kämpft sich ein aufgelöster, abgekämpfter Klapacek durch. Vor ein paar Minuten hörte er zufällig im Autoradio, was sich in der Marxergasse abspielt. Danach rief ihn sein Chef an, machte ihn zur Sau, brüllte und tobte. Der Hausverwalter soll gefälligst wieder für Ordnung sorgen und diese drei renitenten Alten fristlos kündigen. Da ohnehin nichts mehr geht, ließ er sein Auto stehen und schlug sich zu Fuß durch. Jetzt steht er vor verschlossener Haustüre, versucht mit einem Zweitschlüssel zu öffnen. Keine Chance, die Barrikaden dahinter sind viel zu stark und gut gebaut. Neben den üblichen Amateur-Handy-Fotografen und –Filmern tauchen Zeitungsfotografen und APA-Journalisten auf, auch ein TV-Team von *Wien Heute*¹⁴ dreht erste Bilder.

„Endlich haben einige den Mut diese *ImmoLuxury* an den Eiern zu packen“, raunt der Redakteur seinem Kameramann zu.

In seiner Not verständigt Klapacek die Polizei und ein paar Minuten später trifft die Funkstreife mit eingeschaltetem Folgetonhorn ein. Anscheinend soll es so sein, dass ausgerechnet heute wieder Revierinspektor Erwin Iffenhofner und seine Kollegin, Inspektorin Gerda Daller Dienst versehen.

„Na, was sagst du jetzt“, meint Iffenhofner bevor sie aussteigen, „ich habe es gestern schon gewusst, dass da drin etwas faul ist. Das habe ich sofort gerochen, dass die etwas auskochen. Jetzt haben wir den Pallawatsch.“

„Ja, ja, schon gut, Supercop“, sagt seine Kollegin ohne eine Spur kleinlaut zu wirken.

Kaum haben die Polizisten ihr Fahrzeug verlassen, werden sie sofort vom Hausverwalter bestürmt. Klapacek besteht auf dem sofortigen Einsatz der WEGA¹⁵, das Haus muss sofort gestürmt werden.

„Jetzt beruhigen Sie sich erst einmal“, besänftigt Iffenhofner den aufgebracht Mann, „Sie führen sich ja auf, als wäre ein Terroranschlag passiert. Wer sind Sie überhaupt?“

„Ich bin der Hausverwalter, Josef Klapacek mein Name. Hier bitte.“

Er hält dem Polizisten seinen Ausweis unter die Nase. Der Revierinspektor ist klug genug kein Wort über den gestrigen Einsatz verlieren.

„Und was tun Sie hier?“, Iffenhofner gibt ihm die Legitimation zurück, „Hat man Sie verständigt?“

„Ich habe es zufällig im Radio gehört. Schließlich bin ich der Verwalter, ich muss doch nach dem Rechten sehen und mich um das Haus kümmern.“

¹³ Heinz-Christian Strache, österreichischer rechtspopulistischer Politiker, ehemaliger Parteivorsitzender der FPÖ (Freiheitliche Partei Österreich)

¹⁴ Tägliche, lokale TV-Nachrichtensendung im ORF

¹⁵ Spezialpolizeieinheit (Wiener Einsatzgruppe Alarmabteilung)

„Dann haben Sie sich aber lange nicht mehr darum *gekümmert*“, Daller sieht die Fassade hoch, „besonders einladend sieht es nicht aus.“

„Was soll das heißen?“. Die Feindseligkeit in Klapaceks Stimme ist unüberhörbar. „Hören Sie, sparen Sie sich solche Bemerkungen oder Sie haben eine saftige Dienstaufsichtsbeschwerde am Hals.“

„Einen besonders guten Ruf genießt *ImmoLuxury* nicht“, unterstützt der Revierinspektor seine Kollegin und ignoriert die unverhohlene Drohung.

„Das haben wir diesen Aasgeiern und Schmeißfliegen von den Medien zu verdanken“, ereifert sich Klapacek weiter, „was ist nun? Verständigen Sie die WEGA oder muss ich das selbst in die Hand nehmen?“

„Nur mal langsam mit den jungen Pferden“, sagt Daller und fragt, „wie viele Personen wohnen noch in dem Haus?“

„Drei.“

„Und die wollen Sie raus haben.“

„Was soll jetzt wieder diese Unterstellung?“

„Lesen Sie doch, was auf den Transparenten steht“, deutet Iffenhofer in Richtung der Fenster, „das wird wohl einen Grund haben. Also, die Namen der Mieter werden Sie sicher parat haben. Und auch die Telefonnummern.“

Widerwillig rückt Josef Klapacek die geforderten Daten heraus. Inspektor Gerda Daller notiert die Angaben und setzt sich ins Funkstreifenauto um anzurufen.

„Frau Trettner? ... Ich bin Inspektorin Gerda Daller. Wir waren gestern bei Ihnen, erinnern Sie sich? ... Gut ... Was ist los? ... Verstehe. Sie besetzen also das Haus, weil Sie sich mit Ihren Nachbarn nicht vertreiben lassen wollen. Das leuchtet mir ja ein, aber ein Haus einfach so besetzen ist nicht legal. Da haben Sie sich bereits jetzt einen Haufen Schwierigkeiten eingehandelt. Brechen Sie die Aktion ab, dann lässt sich vielleicht noch etwas regeln. Gestern haben mein Kollege und ich noch so getan, als würden wir Ihnen die Geschichte abkaufen, die Sie uns verkleckert haben. Noch können wir euch vielleicht helfen? Seien Sie und Ihre Leute vernünftig. Machen Sie es nicht noch schlimmer. Das kann schwere Konsequenzen für euch haben. Es wird sich für alle Beteiligten eine akzeptable Lösung finden. Da bin ich mir sicher.... Frau Trettner? Hallo?...“

Cäcilie Trettner hat wortlos aufgelegt.

„Das Altenheim ist keine Lösung“, wiederholt Inspektorin Gerda Daller Trettners letzte Worte, „damit hat sie wohl recht.“

Im zweiten Stockwerk fliegt ein Fenster auf. Zwei Eier verfehlen um Haaresbreite Josef Klapacek und zerplatzen am Asphalt. Johanna Mossinger lehnt sich aus dem Fenster, reckt ihre knochige Faust in die Luft und brüllt mit aller Kraft: „Widerstand!“

„Haben Sie das gesehen, Herr Inspektor!“, schreit der Hausverwalter, „Das war ein hinterhältiger Angriff! Ein Mordversuch!“

„Mit Straußeneiern eventuell“, bleibt Revierinspektor Iffenhofer emotionslos, „aber das waren Hühnereier. Vielleicht hat sie auch ein Hendl im Flug verloren?“

„Seit wann fliegen in der Marxergasse Hendl? Sie werden mich kennenlernen!“, tobt Klapacek über dieses offensichtliche am Schmach halten, „Die Dienstaufsichtsbeschwerden sind Ihnen sicher!“

Daller winkt ihren Kollegen zu sich.

„Und?“

„Ich habe mit der Trettner gesprochen“, antwortet sie, „die halten tatsächlich das Haus besetzt.“

„Courage haben diese Alten“, anerkennt Iffenhofer mit offenkundiger Bewunderung, „was aber nichts anderes bedeutet, dass sie wirklich verzweifelt und in einer aussichtslosen Lage

sein müssen, wenn sie zu solchen drastischen Mitteln greifen. Diese *ImmoLuxury* muss gehörig Dreck am Stecken haben.“

„Das ist doch allgemein bekannt“, meint seine Kollegin, „es gibt genug Journalisten, die sich an dieser Firma bereits die Zähne ausgebissen haben. *Immoluxury* überzieht sofort jeden Kritiker mit Klagen, ist bestens abgesichert und verfügt über hervorragende Verbindungen in alle politischen Lager. An die kommt keiner ran.“

„So wie das eben oft läuft in Wien. Manche sind eben gleicher als gleich und mit genügend Geld im Rücken lässt sich alles richten“, stellt der Revierinspektor mit grimmigem Gesichtsausdruck fest, „und wenn die beiden Punks tatsächlich die Enkel der anderen Alten sind, dann fress‘ ich meine Kappe mitsamt Schirm.“

„Warum nicht?“

„Ich sage dir, Gerda, die Alten haben sich die Typen geholt, damit die ihnen Ezzes¹⁶ geben wie man so eine Hausbesetzung durchzieht. Die drei sind verdammt clever. Würde mich nicht wundern, wenn von denen bereits mehr im Haus sind. Warum kann man nicht mehr das Haus betreten? Da wurde rechtzeitig Vorsorge getroffen und das ist mit Sicherheit nicht auf dem Mist der Alten gewachsen.“

Hausverwalter Josef Klapacek stolziert siegessicher in Begleitung zweier elegant gekleideter Herren auf die Polizisten zu.

„Jetzt gibt’s richtig Wickel“, murmelt Iffenhofer, da er die beiden sofort erkennt. Handelt es sich doch um knallharte, ausgefuchste Wirtschaftsstaranwälte, die bisher kaum einen Prozess verloren und ständig in den Medien präsent sind. Dementsprechend arrogant und überheblich ist ihr Auftreten. Dr. Tomaselli steuert auf Revierinspektor Iffenhofer zu.

„Sie führen diese Amtshandlung?“, fragt der Advokat grußlos und ohne sich vorzustellen und als der Polizist nickt, meint Tomaselli herablassend, „Das hat sich für Sie erledigt. Setzen Sie sich mit Ihrer Kollegin in die Funkstreife, regeln Sie den Verkehr oder jagen Sie Ladendiebe. Meine Kollege und ich haben bereits den Polizeipräsidenten, den Bürgermeister und den Wohnbaustadtrat informiert. Auch die zuständigen Magistratsabteilungen wissen Bescheid.“

„Wir wollen schließlich hier keine Neuauflage wie neulich mit der *Pizzaria Anarchia*¹⁷, stößt sein Kollege Dr. Adrianer ins gleiche Horn, „und wieder Unsummen an Steuergeldern in den Sand setzen. Diese sturen drei Alten wollen es nicht anders. Das Angebot unseres Mandanten war mehr als großzügig, aber ist natürlich jetzt hinfällig.“

„Das glauben Sie...“, bevor sie eine unbedachte Äußerung ausspricht, wird Daller von ihrem Kollegen zurückgehalten.

„Wollten Sie etwas sagen?“, fragt provozierend Dr. Tomaselli und grinst dreist.

Nach und nach treffen Polizeifahrzeuge ein, die Menge der Schaulustigen vergrößert sich. Die Polizei sperrt großräumig ab. Die Gerüchteküche brodelt und es sickert durch, dass *ImmoLuxury* drei alte Menschen aus diesem Haus vertreiben will. Die Stimmung kippt, die Volksseele beginnt zu kochen. War vorhin der allgemeine Tenor vom arbeitsscheuen Gesindel, richtet sich jetzt der Unmut gegen diese Immobilienfirma und gegen Spekulanten im Allgemeinen. Ein Polizeihubschrauber kreist über der Marxergasse. Auch die Szene wird aktiv. Über die sozialen Medien spricht sich in Windeseile herum, was im dritten Bezirk los ist. Sternförmig formieren sich mehrere Demonstrationzüge und ziehen Richtung Marxergasse um sich mit den Besetzern solidarisch zu erklären.

Über Lautsprecher werden die Besetzer aufgefordert, das Haus unverzüglich zu räumen.

¹⁶ Jiddisch: Tipps

¹⁷ Im Juli 2014 gingen 1700 Polizisten mit Unterstützung von Wasserwerfern und Panzerwagen, Sondereinheiten und Kräften aus den Bundesländern gegen 19 Hausbesetzer im 2. Bezirk, die ein Haus in der Nähe des Pratersterns widerrechtlich besetzten, vor. Die Einsatzkosten von rund 900.000 Euro fielen zu Lasten der Steuerzahler.

Im Wohnzimmer von Cäcilie Trettner, gleichsam dem Headquarter, sitzen alle beisammen und langsam verlässt sie der Mut. Sowohl die drei Alten wie auch die Flüchtlinge haben jetzt nur noch Angst. Die übrigen haben sich im Haus strategisch verteilt, beobachten und halten Wache. Rotten und Sid versuchen alles um die Leute, die vorher noch nie in so einer Situation waren, zu beruhigen.

„Ich habe noch nie mit der Polizei zu tun gehabt“, sagt Johanna Mossinger leise und mutlos, „wenn ich ins Gefängnis muss, bringe ich mich vorher um.“

„Niemand muss in den Häfen, Oma“, sagt Sid und legt einen Arm um ihre Schulter, „warum? Da draußen sind alle auf unserer Seite. Hören Sie doch. *Lasst sie in Ruhe*, schreien die Leute.“ „Aber ich habe doch die Eier geworfen“, die alte Frau ist in sich zusammengesunken und nur mehr ein Häufchen Elend, „diese Schande, wenn ich vor Gericht muss...“.

„Und leider nicht getroffen“, stellt Rotten lakonisch fest, „das passiert nicht.“ Sein Handy klingelt. „Scheiße...“. Mehr sagt er nicht und schaltet ab.

„Was ist los?“, fragt Sid.

„Komm mal mit“, fordert Rotten seinen Freund auf, „wir müssen etwas klären.“ Nachdem sie außer Hörweite sind, informiert er Sid. „Irgendwie hat es sich herumgesprochen, dass hier auch Asylanten sind. Auf Facebook kursieren bereits die ersten Hasspostings, die sich gegen unsere drei Alten richten. Jetzt kriechen diese Scheiß-Nazis aus ihren Löchern und rufen zu einer Gegendemo auf. Das gibt dann aber richtig Ärger.“

„Stimmt etwas nicht?“

Eugen Vollacher kommt zu den beiden. Auch von seiner anfänglichen Euphorie ist nicht mehr viel übrig geblieben.

„Wir haben soeben die Information bekommen“, Rotten will den alten Mann nicht anlügen, „dass sich die rechte Szene zusammenschließt, weil sie anscheinend mitbekommen haben, dass hier Flüchtlinge sind.“

„Das Polizeiaufgebot wird auch immer größer“, sagt Sid nach einem verstohlenen Blick aus dem Fenster.

Wieder werden die Besetzer per Lautsprecherdurchsagen aufgefordert das Haus binnen einer Viertelstunde zu räumen.

„Das haben wir doch nicht so gewollt“, jammert Vollacher, „wir möchten doch nur hier in unseren Wohnungen bleiben dürfen. Damit haben wir doch nicht gerechnet, dass es so eskaliert.“

„Alles halb so wild“, beruhigt ihn Rotten, „das sind jetzt erstmal Nebelgranaten. Wir dürfen uns da nicht einschüchtern lassen. Wir müssen denen beweisen, dass wir den längeren Atem haben. Also durchhalten. Unsere Leute passen auf.“

„Aber nicht gut genug.“

Der Schreck fährt allen dreien in die Glieder als plötzlich Revierinspektor Erwin Iffenhofer und Inspektorin Gerda Daller auf der Kellertreppe auftauchen.

„Diese Volltrottel!“, flucht Rotten.

„Na, höre ich da eine Amtsehrenbeleidigung?“, Iffenhofer runzelt die Stirn.

„Nein“, sagt der Punker, „das war nicht gegen euch. Dieses Scheiß-Kellerfenster. Ich habe es denen gesagt, das muss noch gesichert werden. Alles muss man selbst machen.“

„Tja, Vertrauen ist gut, Kontrolle besser“, meint die Inspektorin und lächelt, „aber keine Sorge, wir legen euch nicht hinein. Von unseren Vorgesetzten weiß niemand etwas von unserem Alleingang. Das ist unser Risiko.“

Wieder meldet sich lautstark die Einsatzleitung per Megaphon zu Wort, stellt ein neues Ultimatum. Innerhalb von dreißig Minuten ist das Haus zu räumen. Danach wird gestürmt.

„Eine halbe Stunde“, Sid bleibt misstrauisch und mustert die Polizisten „wer sagt uns, dass ihr nicht vorgeschickt worden seid um uns auszutricksen?“

„Denk mal nach“, fordert Iffenhofer ihn auf, „wäre das ungesicherte Kellerfenster bekannt, glaubt ihr tatsächlich, jetzt wären nur zwei von uns hier drin?“

Ein überzeugendes Argument, das sich nicht widerlegen lässt.

„Was sind denn eure Forderungen?“, will Daller wissen, „Worum geht es euch?“

„Wir haben uns noch in der vergangenen Nacht etwas zusammengeschrieben“, erklärt Vollacher.

„Dann sollte einer von euch das auch jetzt bekanntgeben“, schlägt der Revierinspektor vor, „die Zeit läuft. Nur mehr fünfundzwanzig Minuten.“

„Wie sollen wir das machen?“, fragt ein völlig verunsicherter Vollacher. Am liebsten möchte er sich wegen seiner Schnapsidee ohrfeigen. „Wir haben keine Erfahrungen mit solchen Dingen.“ Nun wird ihm erst so richtig bewusst, dass sie sich mit der geballten Staatsmacht angelegt haben.

„Einer von euch muss die Forderungen verlesen“, schlägt Iffenhofer vor, „und zwar jetzt. Entweder vor dem Haus oder von einem Fenster hinaus. Inzwischen wimmelt es von Journalisten und Kameras, weil es eben eine völlig andere Form einer Hausbesetzung ist. Nutzt die Gunst der Stunde für eure Zwecke.“

„Das muss Frau Trettner übernehmen“, beschließt Vollacher, „ich bin dafür viel zu nervös und würde mich andauernd verhaspeln. Und Frau Mossinger schafft das auch nicht.“

Als Cäcilie Trettner davon erfährt, weigert sie sich zuerst aus Angst sich zu blamieren und zu versagen. Aber als ihr die Polizisten gut zureden, lässt sie sich schließlich überzeugen, dass sie dafür die einzig geeignete Person ist.

„Hätte ich mir auch nie gedacht“, raunt Iffenhofer seiner Kollegin zu, „dass wir beide einmal mit Hausbesetzern und Demonstranten unter einer Decke stecken. Mach‘ dich mal auf ein saftiges Disziplinarverfahren gefasst.“

Die ehemalige Volksschullehrerin öffnet mit zitternden Händen ein Fenster im ersten Stockwerk. Sofort richten sich sämtliche Kameras und Mikrophone in ihre Richtung.

„Diese Wohnung steht leer und wurde somit aufgebrochen“, tobt Klapacek ein paar Meter weiter unten wie Rumpelstilzchen, „ich zeige Sie wegen Einbruch und Sachbeschädigung an! Das kommt Ihnen teuer zu stehen, Frau Trettner!“

Plötzlich geht mit Cäcilie Trettner eine Wandlung vor. Sie strafft ihren gebrechlichen Körper, nimmt alle ihre Kraft zusammen und wächst über sich hinaus. Mit einer Handbewegung verschafft sie sich Ruhe und tatsächlich verstummt das Geschrei, Geraune und Gemurmel. Nur das Knattern der Rotoren des Polizeihubschraubers über der Marxergasse ist zu hören.

„Jetzt halten Sie mal die Luft an, Sie armseliges Würschtel!“, schreit sie zu dem Hausverwalter hinunter, „Jetzt rede ich und Sie haben Pause!“

Sofort richtet sich die Aufmerksamkeit der Journalistenmeute auf Klapacek, der wie ein begossener Pudel da steht und keine Möglichkeit hat dieser ungewollten Publicity zu entgehen. Mit fester Stimme trägt Trettner die Forderungen vor, nämlich weiterhin in ihren Wohnungen zu bleiben, endlich notwendige Sanierungsarbeiten durch die *ImmoLuxury* in Angriff genommen werden und dass es bereits genügend Luxuswohnungen in der Marxergasse gibt, wofür zu viele Altmieten bereits hinausgeekelt und mit einem Butterbrot abgespeist wurden. Auf ihr Zeichen hin treten nun auch Johanna Mossinger und Eugen Vollacher ans Fenster.

„Die Stadtregierung ist aufgefordert diesen Spekulanten wie *ImmoLuxury* einen Riegel vorzuschieben“, sagt Trettner, „wir wollen dieses Haus erhalten, aber nicht nur für uns. Wir haben Flüchtlinge und Obdachlose zu uns geholt. Wir wollen, dass diese Menschen mit uns hier leben dürfen! Wir können beweisen, dass dieses Miteinander funktioniert! Dieses Haus soll ein Musterbeispiel für gelebte Integration werden über sämtliche religiöse und kulturelle Gegensätze hinweg! Wir wollen alle zusammenlegen, dieses Haus zu einem vernünftigen

und angemessenen Preis kaufen, es weiter in Selbstverwaltung führen! Freiwillig gehen wir hier nicht hinaus! Wenn man uns raus haben will, dann nur mit Gewalt, aber wir werden uns sicher nicht wehren!“

Im Hintergrund führen Revierinspektor Erwin Iffenhofer und Inspektorin Gerda Daller Regie, dirigieren die el-Khassaris und Shadia al-Fatwadahdi mit ihren Söhnen zu den Fenstern. Rotten und Sid kümmern sich um ihre Leute. Eine perfekte Inszenierung. Das hat es noch nie gegeben. Tosender Applaus setzt ein! Die Postings in den sozialen Netzwerken sorgen für eine weltweite Verbreitung im Sekundentakt. Immer mehr Radio- und TV-Stationen klinken sich in das Geschehen ein, berichten laufend über die weiteren Entwicklungen.

Der Einsatzleiter wird mit Fragen bestürmt und er trifft die einzig richtige Entscheidung: Das Ultimatum für eine Räumung wird auf unbestimmte Zeit ausgesetzt. Hausverwalter Josef Klapacek dringt bis zur Einsatzleitung vor, besteht auf sofortige Abschaltung von Strom-, Gas- und Wasserzufuhr. Das komme nicht in Frage, teilt ihm der Polizeioffizier mit, schließlich sind in diesem Haus Kinder. Dass er Klapacek für ein Riesenarschloch hält, darf er ihm leider nicht sagen. *ImmoLuxury* schmettert sämtliche Interviewanfragen ab und verweigert jegliche Stellungnahmen.

Hausarzt Dr. Wollinger hält sein Wort. Er ruft in der Redaktion des Nachrichtenmagazins *Profil* an und bietet exklusiv nahezu vollständiges Material über die Machenschaften der *ImmoLuxury* an. Zwar ist er nicht unmittelbar selbst betroffen, doch er weiß bestens durch seine Patienten über die Methoden der Entmietung dieser Firma Bescheid. Daher beauftragte er auf eigene Kosten eine Detektei und die leistete ganze Arbeit. Daher trifft er sich mit einem *Profil*-Journalisten in seiner Praxis und nach erster Prüfung der Unterlagen greift der Profi mit Handkuss zu. Ein Geldangebot für das brisante Material weist der Mediziner entrüstet zurück.

„Ich möchte mit dem Bürgermeister sprechen“.

„Und ich habe dir schon dreimal erklärt, dass er keine Zeit hat.“

Bruno Kattermeyer, Inhaber der *ImmoLuxury*, und der hohe Magistratsbeamte haben sich in einer Autobahnraststätte am Wiener Stadtrand getroffen, um die weitere Vorgangsweise zu besprechen.

„Das ist jetzt der Dank dafür, was ich für euch getan habe“, stellt Kattermeyer grimmig fest.

„Das gleicht sich wohl aus“, bleibt der Rathausmann kühl, „immerhin haben wir bei dir oft genug beide Augen zugeedrückt.“

„...und seid dafür von mir fürstlich belohnt worden. Schon deine Ausflüge in diverse Saunaclubs vergessen, deine Karibikurlaube mit deiner Freundin, dein Liebesnest in einer meiner Häuser?“

„Niemand konnte vorausahnen, dass diese drei alten Schneebrunzer auf die Barrikaden springen. Lass doch diesen Klapacek über die Klinge springen.“

„Unmöglich! Der weiß zu viel. Wenn der auspackt, bin ich geliefert.“

„Ich bin sicher, dir fällt eine Lösung ein und alles bleibt beim Alten. Verzichte auf dieses verdammte Haus in der Marxergasse. Überlass es diesen Leuten und über kurz oder lang werden sie sich die Nasen anrennen. Zeig, dass *ImmoLuxury* ein menschliches Gesicht besitzt und du wirst der Hero sein. Das bisschen Geld, das du dabei verlierst, holst du dir doch locker wieder auf eine andere Art zurück.“

„Ihr wollt mich nicht unterstützen, mir helfen.“

„Versteh doch, Bruno. Wir stehen mitten im Wahlkampf. Wenn das die Opposition spitz kriegt, können wir einpacken.“

Mit dieser Aussage hat sich der Magistratsbeamte endgültig bei Kattermeyer ins Out katapultiert. Künftig wird er seine Puffbesuche aus eigener Tasche bezahlen müssen. Noch heute wird der *ImmoLuxury*-Chef das Liebesnest kündigen.

In der Marxergasse ist eine Patt-Stellung eingetreten. Weiterhin ist alles friedlich und ruhig. Die Schaulustigen verziehen sich, weil nichts passiert und es somit nichts zu sehen gibt. Die paar Rechten, die sich gegen die Asylanten in dem Haus formieren wollten, können rechtzeitig von der Polizei abgefangen werden.

Plötzlich kommt doch wieder Bewegung in die Sache. Eine teure Limousine fährt vor und der ansonsten extrem öffentlichkeitsscheue Bruno Kattermeyer steigt aus dem Auto. Sein Verwalter Josef Klapacek bleibt im Fond sitzen. Augenblicklich ist der Immobilien-Tycoon von Kameras und Mikros umringt.

„Meine Damen und Herren, ich habe eine Erklärung abzugeben. Ich bin wirklich bewegt und beeindruckt, ja ich kann sagen gerührt von der Eigeninitiative dieser drei Pensionisten. Leider übersieht man öfters in der freien Marktwirtschaft wahre Werte und schießt über das Ziel hinaus. Das ist der *ImmoLuxury* in diesem Fall passiert. Daher möchte ich ein Zeichen des guten Willens setzen und überlasse dieses Haus Cäcilie Trettner, Johanna Mossinger und Eugen Vollacher zum symbolischen Kaufpreis von einem Euro. Meine Anwälte werden alles Nötige dafür veranlassen. Ich danke Ihnen.“

Nach seinem Statement verweigert Kattermeyer sämtliche Auskünfte und rauscht sofort wieder ab. Zuerst kann es Eugen Vollacher gar nicht glauben, was er im Fernsehen hört und sieht. Danach saust er jubelnd durch das Haus, umarmt und busselt jeden ab, der ihm in die Quere kommt. Nach und nach begreifen alle, dass es tatsächlich wahr ist und keine Finte, ihr gemeinsamer Traum in Erfüllung gegangen ist.

Jetzt ist es öffentlich, jetzt kann *ImmoLuxury* keinen Rückzieher mehr machen. Die Polizeikräfte ziehen ab, Tretgitter und Absperrungen werden abgebaut. Die Barrikaden im Haus verschwinden. Polizisten kommen herein und staunen nicht schlecht als sie auf ihre beiden Kollegen treffen. Pro forma werden von den anwesenden Personen die Personalien aufgenommen und abgefragt, doch es liegt gegen niemand etwas vor. Auch die Papiere der Flüchtlinge scheinen in Ordnung zu sein. Später werden sämtliche Anzeigen fallengelassen und wegen Geringfügigkeit eingestellt.

Cäcilie Trettner meint, den Kaufpreis von einem Euro werden sie sich auch noch leisten können und dreht den CD-Player auf. Durchs gesamte Haus tönen die *Toten Hosen* und ihr *Tage die diese*. Die Geschichte der drei aufständischen Pensionisten geht um die Welt. Laufend kommen Interviewanfragen und Einladungen in Talk-Shows.

Auch die Polizisten Iffenhofer und Daller verabschieden sich, werden in die Landespolizeidirektion Wien in das Büro des Landespolizeipräsidenten beordert.

„Das war's dann wohl für uns“, meint der Revierinspektor zu seiner Kollegin, „aber es war es wert.“

Statt des erwarteten Anschiss und einem Disziplinarverfahren werden die beiden Polizisten im Büro von den Polizeigranden erwartet. Für ihr vorbildliches Verhalten, das erheblich zur Deeskalation der angespannten Lage beigetragen hat, wie es offiziell heißt, werden sie belobigt und befördert. Auch die Innenministerin lässt ihren ausdrücklichen Dank ausrichten. Kattermeyers geheuchelte Reue kommt zu spät. Sein Foto ziert das Titelblatt der nächsten *Profil*-Ausgabe und die Machenschaften der *ImmoLuxury* sind die Coverstory. Damit ist das Ende dieses Immobilienhais eingeläutet. Zwei Tage später werden er, Klapacek und ein hoher Magistratsbeamter wegen einer Reihe von Straftaten festgenommen. Klapacek knickt

als erster ein und singt wie ein Kanarienvogel. Nun sind auch die beiden Staranwälte mit ihrem Latein am Ende und können mit dem Staatsanwalt nur mehr um die Höhe der zu erwartenden Haftstrafen feilschen.

„Für dich“, sagt die kleine Charda, begleitet von ihren Geschwistern und hält etwas hinter ihrem Rücken versteckt, „wir gemacht für dich. Für Eisenbahn.“

Das Geschenk ist eine kleine aus Karton gebastelte Moschee für Eugen Vollachers Anlage. Zusammen suchen sie einen Ehrenplatz aus, wo das Gotteshaus in der Anlage Platz finden soll. Einstimmig entscheiden sie, dass es neben der Bergkirche stehen soll.

Das selbstverwaltete Haus in der Marxergasse wird zu einem Vorzeigeprojekt. Von allen Seiten kommt Unterstützung. Künstler und Intellektuelle organisieren Benefizveranstaltungen. Das Zusammenleben funktioniert bestens ohne nennenswerte Zwischenfälle.

Cäcilie Trettners privater Deutschunterricht im Wohnzimmer mit Unterstützung von Mahmoud el-Khassari wird sowohl von den Kindern wie auch Erwachsenen gerne angenommen. Johanna Mossingers Küche ist fast zu klein geworden. Sie kommt aus dem Backen und Kochen nicht mehr heraus.

Inzwischen sind sämtliche Wohnungen bezogen, wurden größtenteils selbst oder mit Unterstützung von außen tipptopp hergerichtet. Einige der Punks sind geblieben, helfen eifrig mit, wo immer sie gebraucht werden. Auch Rotten und Sid sehen dieses Haus als ihr neues Zuhause an, beginnen Lehren als Tischler und Elektriker. Schließlich braucht dieses Haus zuverlässige, fleißige Handwerker um intakt zu bleiben.

Ein sichtlich glücklicher und zufriedener Eugen Vollacher schlendert Richtung Innenstadt. Nach Wochen und Monaten erstmals wieder ein paar Stunden Freizeit, die es zu nützen gilt. Plötzlich stutzt er. Dieses Auto kennt er doch. Natürlich, das ist das Taxi in dem er mit dem alten Iraker die al-Fatwahdahdis in die Marxergasse geholt hatte. Diese hässlichen, großen Plüschwürfel, die am Rückspiegel baumeln sind ihm in Erinnerung geblieben und der fremdenfeindliche Lenker. Vollacher ist sich sicher, dass der Taxler ihnen die Polizei ins Haus geschickt hatte. Vorsichtig blickt er sich um, niemand sieht ihn, vom Fahrer weit und breit keine Spur. Ein schneller, kräftiger Hieb und der Außenspiegel auf der Lenkerseite liegt am Boden...